Der Versuch

oder

Eitelkeit und Herzensgüte.

In Einem Aufzuge

von

Decker.

1806.

Personen.

Heinrich Brandt, Kaufmann.

Sophie, dessen Gattin.

Jenny, } deren Kinder.
Titus, }

Ludwig Brandt, Bruder des Kaufmanns Brandt, Oekonom.

Hanns Brandt, dessen Sohn.

Die Handlung geht im Hause des Kaufmanns Brandt vor.

Erste Scene.

[Ein elegantes Zimmer mit zwey Ausgängen und einem Seitenkabinet.]

Heinrich Brandt [allein]

sitzt an einem Tische, auf dem mehrere Papiere liegen, von denen er eines in der Hand hält.

Nein, es kann unmöglich so fortgehen! Täglich größere Ausgaben und schlechtere Konjunkturen — welches Ende kann das nehmen! [Er liest.] „Herr „Brandt geliebet für gelieferte 10 Bände Philo„sophie — 38 Romane und Räubergeschichten — „das Weib wie es seyn soll" — soll heißen: wie es nicht seyn soll, Gottlob! auch nicht war, nicht ist, und nie seyn wird, was man so gerne und so angelegentlich aus ihnen zu machen wünscht: einen Inbegriff aller Ungeheuer — verlarvte Teufel — Heuchlerinnen; — wenigstens nie in dem Grade, als man sie in solchen Machwerken schildert. Schriebe man nur noch Unsinn, als zum Beyspiel einen geschlossenen Handelsstaat und dergleichen — man könnte ganz ruhig dabey seyn. Man liest so etwas, lächelt höchstens über die Verirrungen des Geistes, und wirft das Buch ins Feuer. Aber

Gift, versteckte s Gift, unter und mit dem Namen einer wohlthätigen Arzeney auszustreuen: das ist es, woran und wornach man arbeitet, und natürlich glücklich arbeitet, da ein jeder begierig nach der angebotenen Arzeney greift; aber wenige nur fähig sind, die Verfälschung zu bemerken, und noch wenigere, dem Gifte die Wirkung zu benehmen. — — Doch weiter. [Er nimmt ein anderes Papier und liest.] „Monsieur Titus „Brandt — für dreymonatlichen Unterricht in der edlen Reitkunst.“ — Edle Reitkunst! Was doch in unsern Tagen nicht alles edel und eine Kunst ist! Am Ende ist gewiß auch der Dieb und der Gauner ein Künstler, und sein sonst schändliches Handwerk eine edle Kunst! Wundern darf es uns nicht, wenn es dahin, und zwar recht bald, kommt. [Ein anderes Blatt nehmend und lesend.] „Herr Brandt — für 50 Personen Essen nebst „Wein — fünfhundert Thaler. Charles, Mar„quis de Crequi.“ Gehorsamer Diener, Herr Marquis! Bewahre uns vor dem Uebel, heißt es bey solchen Menschen, die den Titel als eine Erlaubniß ansehen, die edle Prellereykunst zu praktisiren. [Aufstehend; unwillig.] Ich mag nichts mehr davon sehen noch hören. — Aber anders muß es werden. Ich war bisher nachgiebig — freylich der lieben Ruhe wegen; aber das Ende, das Ende! [Nach einer Pause.] Wenn nur meine Frau und das Aufsehen nicht wäre! Doch

jene muß nachgeben, und dieses — freylich muß man da behutsam zu Werke gehen; aber besser ist es doch immer, bey Zeiten durch Einschränkung und freywillig, als nachher durch eine ellenlange Designatio Creditorum gezwungen Aufsehen zu erregen. Also —
[Sophie kommt herein.]

Zweyte Scene.

Der Vorige. Sophie.

Sophie. Guten Morgen, mein Kind. Schon beschäftiget?

Heinrich. Ein wenig; aber eben nicht zum angenehmsten. Die Rechnungen da —

Soph. Laß die, mein Schatz, ich werde sie schon durchsehen. — Aber, was ich sagen wollte, wie hat Dir die gestrige Gesellschaft beym Kommerzienrath gefallen? War sie nicht elegant?

Heinr. Nun ja — elegant vielleicht; aber unterhaltend gewiß nicht. Doch Du kennst meinen Geschmack —

Soph. [unwillig.] Den Du endlich doch verabschieden wirst, da er Dich, wie Du siehst, gänzlich isolirt, und oft zu einem, gelinde gesagt, unhöflichen Benehmen verleitet. Wie betrugst Du Dich nicht noch gestern gegen den Marquis de Beausouvent! — ich schämte mich wahrhaftig in Deine Seele. Und wenn es nun noch der Mühe

werth gewesen wäre! Solche Herren sind galant — lange bey Hofe gewesen. —

Heinr. Ja, vielleicht als Artiste decroteur irgend eines Kammerherrn —

Soph. Pfuy, Brandt, wie kannst Du gleich so schlecht urtheilen. Ein Mann mit der Complaisance, mit einem so feinen Teint, und solcher Conduite, ein Schuhputzer! [lacht.] Ha, ha, ha, der Liebling aller Damen ein Schuhputzer!

Heinr. Und im besten Falle gewiß doch nicht viel mehr. Daß ihr Weiber das nicht einsehet oder vielmehr nicht einsehen wollt, daran ist eure Leichtgläubigkeit und Eitelkeit Schuld. Wir Männer dagegen —

Soph. Sehen einen Marquis für einen Schuhputzer an. Und weswegen? Aus Eifersucht! [Böse.] Aber Herr Gemahl, ein für alle Mal bitte ich es mir aus, solche Herren, die in jeder Gesellschaft von bon ton brilliren, nicht herabzuwürdigen, oder wohl gar lächerlich machen zu wollen.

Heinr. Nun, nun, Kind, behaltet euern Marquis in Gottes Namen. Es war ja nicht böse gemeint.

Soph. [besänftigt.] Das glaub ich auch, und merkte es gleich, daß es nur Dein Scherz war. Aber höre, lieber Heinrich, ich dächte, Du kleide-

test Dich etwas mehr nach der Mode. Du kamst ja —

Heinr. Warum? Kleide ich mich etwa so, daß wir uns zu schämen hätten?

Soph. Das nun wohl eben nicht. Aber — nimm mir es nicht übel, mein Kind — Du zeichnest Dich zu sehr aus. Kein Mensch geht mehr chapeau bas in Gesellschaft, viel weniger mit der altmodischen gepuderten Perrücke, wie Du sie trägst. Ich dächte, Du ließest Dir von den Natur-Perrücken und den großen dreyeckigten Hüten kommen. — Es ist Mode, und Du kannst es ja damit wohl versuchen.

Heinr. Nein, Sophie, das geschieht nicht. Soll ich mich, einiger Schwachköpfe wegen, in den Augen des vernünftigen Mannes lächerlich machen? — Ueberdieß aber, da wir in Zukunft wenig Gesellschaften mehr besuchen und halten werden, wäre es —

Soph. Wie so! Wenig Gesellschaften besuchen? Ich bitte Dich: weshalb?

Heinr. Aus dem sehr vernünftigen Grunde, daß wir uns einschränken müssen.

Soph. [erstaunt.] Einschränken? Das kann unmöglich Dein Ernst seyn.

Heinr. Und doch, Sophie. Unsre Ausgaben werden täglich größer, und die Geschäfte dagegen immer schlechter —

Soph. Wenn auch; das ändert sich. Wer

wird sich deshalb gleich einschränken. Und dann das Aufsehen! Was würden die Leute davon denken — Dein Kredit würde ja am meisten darunter leiden.

Heinr. Laß die Leute denken, was sie wollen. Der vernünftige Mann wird uns desto mehr schätzen und trauen, und so kann denn auch mein Kredit nicht gefährdet werden.

Soph. Wie Du da schon wieder urtheilst! Wer wird denn Zeit und Lust haben, über Deine Motive nachzudenken, und — wer es auch thut — so glücklich seyn, den richtigen Grund zu errathen! Hunderte rathen unrichtig und untergraben Deinen Kredit; wohingegen der Eine, der vielleicht auf dem rechten Weg ist, weder Willen noch Kraft besitzt, ihn aufrecht zu erhalten, da du selbst die Veranlassung zum Mistrauen gabst.

Heinr. Und gesetzt, es wäre so, wie Du glaubst: den Willen und den Vorsatz, ein redlicher Mann bleiben zu wollen, wird doch Niemand verkennen können.

Soph. Wenn die Menschen allwissend wären oder Neigung fühlten, alle Dinge zum Besten zu kehren, dann vielleicht, aber auch nur vielleicht. Doch was hilft hier langes Streiten, da Du selbst einsehen wirst, daß Dein Vorsatz, um Deines eigenen Besten willen, nur Vorsatz bleiben muß, nie aber realisirt werden darf, und auch mit meinem Willen nie ausge-

führt werden wird; denn sich ridicule zu machen —

Heinr. Ist doch wohl noch immer besser, als etwas späterhin sich verächtlich machen zu müssen. Ueberdieß können wir uns ja nach und nach, und ganz unvermerkt, einschränken.

Soph. [unwillig.] Was verächtlich! Wer macht sich denn verächtlich! So schlimm wird es doch auch nicht seyn. Mein beträchtliches Vermögen — nein, es ist unmöglich.

Heinr. Und doch sehr möglich, — gewiß. Auch Millionen werden endlich alle, besonders bey solchen Depensen, als die unsrigen seit einigen Jahren.

Soph. [aufgebracht.] Gleichviel! Genug, ich sage Dir: es geht nicht, es soll nicht gehen. Ehe ich das zugebe, laß es gehen wie es will.

Heinr. [böse.] Und ich sage Dir: es muß gehen. Oder ist es Dir gleichgültig, durch einen Konkurs zum Gerede der Stadt und zum Abscheu jedes rechtlichen Mannes zu werden? Und dieß ist, leider! unvermeidlich, wenn wir nicht bey Zeiten einlenken.

Soph. [wie vor.] Hm, als wenn ein Falliment Schande wäre! Vor funfzig Jahren vielleicht mag es der Fall so gewesen seyn, wo man wahrscheinlich alle halbe Jahre einmal von einem Bankerott hörte; aber in unserer aufgeklärten Zeit —

Heinr. Ist die Redlichkeit zum Sprichwort geworden — da hast Du vielleicht Recht.

Soph. Welche Ideen! Fängt die Menschenliebe nicht bey sich selbst an? — Diese Regel vergaß man in alten Zeiten ganz, und nur der rege Geist der Aufklärung konnte sie wieder herbeyrufen. — Und beweist nicht Alles, wie gut sie ist? Befolgt sie jetzt nicht ein jeder und ist wohl dabey? Was fehlt zum Exempel dem Kaufmann Piper, der vor einem Jahre fallirte? Bemerkst Du, daß er sich einschränkt? Lebt er nicht noch immer wie vorher. Ist er weniger beliebt? Drängt man sich nicht in allen Gesellschaften um ihn? Ja, hat er nicht noch den nämlichen Zug Pferde? Nur der Staatswagen ist neu lackirt — vermuthlich weil er nicht schön genug war. — Hatte die Piperin nicht noch gestern Abend ein neues Kleid an, das, wie sie selbst sagte, dreyhundert Thaler kostete, und von einem, dieser Tage von Paris gekommenen, Schneider gemacht war? — Das ist aber auch kein Wunder, denn Beyde sind mit der Zeit fortgeschritten und aufgeklärt genug, sich über Vorurtheile wegzusetzen. — Betrachte dagegen Deinen alten Herzensfreund Holm, der eben so dachte, wie Du, leider! es thust. Da schleicht er jetzt mit einem alten abgeschabten Rock herum, den er vordem viel zu schlecht für seine Livereediener gehalten hat — wird von Niemanden geachtet —

Heinr. [warm.] Aber von jedem Rechtschaffenen bedauert und unterstützt, weil nicht er, sondern sein eitles Weib Ursache seines Falls war, und er dann Ehrgefühl genug hatte, ehrlich zu handeln. — Sophie, wie ist es möglich, daß Du solchen Beyspielen, solchen Grundsätzen, wie Du sie eben aufstelltest, Beyfall geben, sie mir, Deinem Manne, zur Nachahmung sogar empfehlen kannst. Verschone mich damit, und, ich bitte Dich herzlich, folge meinem Rath, der wahrhaft gut ist und — befolgt werden muß; weil ich durch eigene Schuld nicht zum Betrüger werden will. — Wir können uns ja, wie gesagt, nach und nach von Gesellschaften zurückziehen. —

Soph. [aufgebracht.] Kurz und gut, ich thue das nicht, und kann das nicht thun. Willst Du Dich zurückziehen, und noch mehr auszeichnen — immerhin; ich kann es nicht. [höhnisch.] Ueberhaupt sieht es fein von Dir aus, mir vorschreiben zu wollen, wie ich mit meinem Vermögen schalten soll. —

Heinr. Aber bedenke doch, mein Kind. —

Soph. Hier ist nichts zu bedenken. Ehe ich auch nur Einen Schritt thue, der uns degradirt, lieber — ja wahrhaftig! lieber laß ich mich von einem Manne scheiden, der doch nie vernünftig handeln wird. [weinend.] Meine Mutter hat es mir wohl vorher gesagt.

Heinr. [besorgt.] Liebe Sophie, sey doch

nur ruhig — ich meinte ja nur — Du sollst ja Deinen freyen Willen haben. —

Soph. [sich die Augen trocknend.] Nun, wenn das ist; — aber Unrecht ist es doch von Dir, mich so zu kränken, da Du weißt, wie lieb ich Dich habe. [küßt ihn.] Du willst das nur nicht wissen, und es ist doch wahr.

Heinr. Zweifle ich daran? und beweise ich nicht täglich, wie lieb auch Du mir bist?

Soph. Ja — freylich — Aber, lieber Heinrich, nicht wahr, das Kleid der Piperin war schön — was meinst Du, wenn ich bis zu Deinem Geburtstage, der künftigen Montag einfällt, mir auch eines der Art machen ließe. Nicht wahr, das würde Aufsehen machen, besonders wenn ich es als ein Geschenk von Dir, oder als eine mir heimlich gemachte Freude. —

Heinr. Aber Kind, überlege doch — Dreyhundert Thaler. —

Sophie. Es braucht ja gerade so kostbar nicht zu seyn. Ich werde schon zusehen, es wohlfeiler zu bekommen. (ihn küssend.) Soll ich? Was meynst Du? — Darf ich?

Heinrich. (unmerklich seufzend.) Wie Du willst, Kind. Aber —

Sophie. (ihn küssend.) Da, das für Dein gutes Herz. Diese Ausgabe noch, dann hast Du auch in den ersten vier Wochen keine für mich, es

möchten denn noch einige unbedeutende für Hüte und dergleichen Kleinigkeiten seyn. (Jenny kommt mit einem Buche in der Hand herein.)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Jenny.

Jenny. Mama, das Mode-Journal ist so eben gekommen.

Sophie. (hastig.) So! Wo ist es? Gieb es her!

Jenny. Es liegt oben in Ihrem Zimmer.

Sophie. Schön. Was hast Du denn da? (auf das Buch in Jenny's Hand hinzeigend.)

Jenny. Eine philosophische Abhandlung, worin behauptet und bewiesen wird, daß das männliche Geschlecht nie vor dem dreyßigsten Jahre zu ernsthaften Geschäften angehalten werden muß, weil nach den Grundgesetzen der Natur und der neuesten Gehirn- und Schädel-Lehre sie denselben erst dann die gehörige Anstrengung widmen können. In der Zugabe bestrebt man sich zu beweisen: daß bey Befolgung dieses Grundsatzes das patriarchalische Alter wieder eintreten würde.

Heinrich. Eine schöne Philosophie.

Jenny. Doch Mama; wollen Sie das Journal nicht durchsehen? Auch habe ich eine neue Sonate von Pleyel erhalten. — Die müssen Sie hören!

Sophie. Ja! So komm Jenny. Adieu, mein Kind. Kommst Du bald nach?

Heinrich. Vielleicht —

Sophie. Du begleitest mich doch diesen Abend ins Schauspiel? Man giebt heute den zweyten Theil des Donauweibchens —

Heinrich. Wenn ich bis dahin fertig werde — es ist heute Posttag —

Sophie. Wenn auch! Du hast ja Leute, und kannst nach dem Schauspiel das Uebrige abfertigen.

Heinrich. Wenn Du meynst —

Sophie. Ich verlasse mich darauf. — Komm, Jenny, damit wir das Mode-Journal durchgehen können.

Jenny. Und Pleyels herrliche Sonate. (beyde ab. Titus kommt zur andern Thür herein.)

Vierte Scene.

Heinrich Brandt. Titus, ganz nach der neuesten Mode gekleidet, und eine Brille tragend.

Titus. Guten Morgen Papa.

Heinrich. Guten Morgen Titus. Warest Du heute schon auf'm Komtor?

Titus. Behüte Gott! Papa. Es ist ja erst 11 Uhr. — Ich wollte Sie nur bitten, mir zwey hundert Thaler zu geben.

Heinrich. Wozu?

Titus. Ich spielte gestern Abend unglücklich, und bin funfzig Dukaten schuldig geblieben, die ich heute abtragen muß.

Heinrich. Das ist Deine Sache, Titus. Warum handelst Du so leichtsinnig.

Titus. Leichtsinnig? Muß man denn nicht spielen? — Daß ich unglücklich spielte, war doch nicht meine Schuld.

Heinrich. Aber einsehen wirst Du doch wohl, daß ich Dir zum Spiel, besonders zu einem so hohen Spiel, kein Geld geben kann. — Wenn Du Dir es erst selbst verdienen kannst, habe ich nichts dagegen —

Titus. Verdiene ich jetzt etwa nichts? Ich arbeite ja in Ihren Geschäften —

Heinrich. Ja, daß sich's Gott erbarm'! Alle Tage eine Stunde höchstens, und so schlecht, daß Du mir mehr im Wege, als nützlich bist. Statt daß Dein Pult zum Aufbewahren wichtiger Handlungs-Dokumente dienen soll, ist es zum Magazin französischer Arien geworden, und so auch Dein Kopf, der nützliche Kenntnisse dagegen enthalten sollte. Kein Wunder, daß aus diesem auch nicht einmal ein erträglicher Speditions-Brief hervorkommt.

Titus. (spöttisch.) Hm, wer freylich keinen Sinn für das Schöne hat, der muß natürlich ei-

nen gemeinen trockenen Brief einer Arie vorziehen, sonst aber —

Heinrich. Genug, unverschämter Mensch! Bessere Dich, oder ich werde anders mit Dir sprechen müssen.

Titus. Und wegen der zweyhundert Thaler?

Heinrich. Die erhältst Du von mir nie. Sie würden Dir nur Veranlassung geben, noch mehr auszuschweifen.

Titus. (aufgebracht.) Gut! So muß ich zur Mama gehen; die wird sie mir doch wohl von ihrem Vermögen geben können. (geht singend ab.)

Fünfte Scene.

Heinrich. (allein.) Geh nur, Ungezogener! — Das sind die Folgen unserer heutigen Aufklärung. — Doch laß den laufen; er muß den Kopf anstoßen, und wird es auch; oder die Welt müßte ganz umgekehrt seyn, und das Geld, wie vordem das Manna, vom Himmel regnen. — Wenn nur Jenny in bessern Händen wäre! — Indessen, wer weiß, welcher günstige Zufall diese zur bessern Ueberzeugung bringt. (Sophie und Titus kommen herein.)

Sechste Scene.

Der Vorige. Sophie. Titus.

Sophie. Mein Kind, sey doch so gut und gieb unserm Titus das Geld. Der arme Junge ist ja in der größten Verlegenheit.

Heinrich. Warum setzt er sich darein! Der vernünftige Mann unternimmt nichts, was er nicht ausführen kann. — Ueberdieß aber kann ich das Geld jetzt durchaus nicht entbehren.

Titus. Mama, lassen Sie den Papa mir es doch von Ihrem Gelde geben.

Sophie. Sey ruhig, Titus, dein Vater wird es Dir schon geben.

Heinrich. Gewiß nicht. Ich kann unmöglich, Sophie. Du weißt, was ich Dir vorhin schon sagte.

Sophie. Wenn auch! Der arme Junge kann doch nicht in der Verlegenheit bleiben. (zu Titus.) Geh' zum Kassirer, und laß Dir das Geld geben; ich werde es ihm auch schon sagen.

Titus. Ich danke Ihnen, Mama. — Sehen Sie wohl, Papa, daß ich Recht hatte! (ab.)

Siebente Scene.

Die Vorigen, ohne Titus.

Sophie. Ein lieber Junge!

Heinr. Der ganz Deiner Erziehung Ehre macht, von nichts weiß, als Geld durchzubringen, aber keinen Schilling zu verdienen versteht.

Sophie. Wie Du doch immer urtheilst! Jugend hat keine Tugend. Wir haben nicht nöthig, uns seiner zu schämen; allenthalben sieht man ihn gerne, — Du hättest nur hören sollen, wie schön er noch gestern Abend die beliebte Arie aus der Oper: une folie, sang — es war zum Entzücken! Alle Damen waren charmirt, und lobten ihn ausnehmend — es war eine wahre Freude.

Heinr. Für Dich vielleicht; dagegen streite ich nicht. Meine Erfahrung lehrte mich, daß er nicht den kleinsten Brief ordentlich zu Papier bringen kann.

Sophie. Nun, das kommt mit der Zeit und den Jahren —

Heinr. Meynst Du? Ich nicht; denn, was Hänschen nicht lernet — (Hans Brandt kommt herein.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Hans,

(in einem hellblauen Rock, einer dito Weste mit langen Schößen, schwarzen sammtnen Hosen, grauen wollenen Strümpfen, Schuhen mit Schnallen, und schlicht gekämmten Haaren.)

Hans. Gooden Dag, Ohm. Gooden Dag, Müttjen. (schüttelt ihnen treuherzig die Hand.)

Heinr. Guten Tag, Vetter, wie gehts?

Sophie. (ihre Hand mit der Pantomime des Schmerzens besehend.) Willkommen, Herr Vetter.

Hans. Wie schullt's gahn. Noch jümmers op'n Fööten weg. Wo geit 't denn hier? Noch frisch un gesund?

Heinr. Gottlob! Was macht Dein Vater?

Hans. Min Fader is goot und woll. He is ock hier.

Sophie. Hier? Warum kommt er denn nicht herein?

Hans. (lacht.) Hi, hi. — Nich hier in't Hus — in de Stadt mehn ick. He het hier wat to verhackstücken, wat wol etzliche Daag duhren kann, un darum sehd he to my: Hans, geh zu Ohm un Müttjen, grööt jem von my un frag, ob se uns wol een paar Daag by sick beherbergen wulln.

Sophie. (schnell.) Ja, das wird wohl schwerlich angehen können.

Heinr. Ich dächte doch, mein Kind, daß es angienge. Es sind ja oben noch zwey Zimmer unbesetzt.

Sophie. Das wohl. Aber, sie sind so klein —

Hans. O, da heff wy Platz awerflödig! Een lütje Stuhf is vär uns genog. — By uns is de Schühn ock jümmers dat grötste. — Myn Fader werd' ock glieck hier sien — Umstän'n müssen se sick aber's nich moocken, sehd he, denn dat künn he nich lieden. — (Ludwig Brandt tritt ein.) Süh, da is he all.

Neunte Scene.

Die Vorigen.

Ludwig Brandt, schon etwas mehr stadtmäßig gekleidet; keinesweges Karrikatur.

Ludwig. Grüß' Dich Gott, Bruder. (umarmt ihn.)

Heinrich. Willkommen, Bruder Ludwig!

Ludwig. Guten Tag, Frau Schwester. (drückt ihr die Hand.)

Sophie. Herzlich willkommen, Herr Bruder. — So lange nicht gesehen —

Ludwig. Und doch noch gekannt. — Ja, ja, Frau Schwester, man kann nicht immer, wie man will, und muß sich nach den Umständen

richten. — Doch Heinrich, wie gehts denn hier bey euch? Noch immer gesund, wie ich sehe.

Heinr. Gottlob! Und auch Du noch immer munter und frisch?

Ludwig. Kann eben nicht klagen. Nur die jetzige schlechte Zeit könnte allenfalls zu Klagen verleiten.

Heinrich. Ja wohl! Ja wohl! Auch ich fühle sie.

Ludwig. Glaub' es gern. Dagegen gibt es aber ein probates Mittel — Einschränkung.

Heinrich. Das wohl; allein —

Sophie. Das läßt sich in der Stadt nicht so thun, als auf dem Lande.

Ludwig. (bedeutend.) Hm, ich glaube doch; wenn nur der Wille nicht fehlt —

Heinrich. Da hast Du vollkommen Recht.

Sophie. Und doch nicht so unbedingt, als Sie glauben. Man muß Rücksicht auf Schicklichkeit und Anständigkeit nehmen, die Folgen bedenken, die oft weit nachtheiliger ausfallen, und (bedeutend.) bey uns gewiß nachtheiliger ausfallen würden, als jede Einschränkung einbringen könnte.

Ludwig. Hm! Sonderbar! Wie kann eine von der Vernunft vorgeschriebene Einschränkung nachtheilige Folgen haben! — Einbildung, Frau Schwester — bloße Einbildung! Nicht wahr, Bruder?

Heinrich. (verlegen.) Ja — freylich — aber —

Sophie. Gewiß nicht, Herr Bruder. — Man denkt hier über dergleichen Sachen anders, als auf dem Lande. — Doch ich vergesse für Ihre Bequemlichkeit zu sorgen, und muß eilen, diesen Fehler wieder gut zu machen.

Ludwig. Ganz ohne Umstände, Frau Schwester, wenn ich bitten darf. — Eine Schüssel und ein freundliches Gesicht, aus dem das gute Herz des Gebers leuchtet, das —

Sophie. Werden Sie bey uns finden. Erlauben Sie — (verbeugt sich und geht ab.)

Ludwig. Ganz ungenirt, Frau Schwester. — Hans, sieh' unterdessen nach unsern Pferden.

Hans. Is all' goot, Fader. Adjüs so lang'.

(ab.)

Zehnte Scene.

Heinr. Brandt. Ludw. Brandt.

Ludwig. (seinen Bruder ansehend, der nachdenkend da steht; nach einer Pause.) Bruder, du bist nicht glücklich.

Heinrich. (überrascht.) Wie so, Ludwig? — Was meynst Du? —

Ludwig. Pfuy, Heinrich! — Unglücklich glaubte ich Dich — weiß bestimmt, daß Du es bist; — aber daß Du so schlecht geworden wärest, Mißtrauen gegen mich, Deinen Bruder, zu

hegen, oder gar gegen ihn heucheln zu können: das hoffte ich nicht.

Heinrich. (verlegen.) Nicht das, Ludwig — Mißtrauen ist es so wenig als Heucheley — wahrlich nicht; — aber —

Ludwig. Ah, ich verstehe. Macht Dir Dein Gewissen Vorwürfe? — Laß das jetzt unterweges. — Hättest Du gehört, so stände es jetzt freylich besser mit Dir; indeß — Vorwürfe helfen hier nicht — es muß gehandelt werden. Darum bin ich hier. — Deine Frau ist eitel. — Beyspiel und Konnexionen haben ihrer Eitelkeit Nahrung gegeben. — Sie verschwendet über Deine Kräfte, und Du bist zu schwach, um den Strom gehörig dämmen zu können. — Dein gänzlicher Ruin ist nahe —

Heinrich. (erschüttert.) Bruder! Wie kannst Du —

Ludwig. Laß mich ausreden. — Wie aus Einem Munde hörte ich diese Litaney, so oft ich zur Stadt kam. Ich vermied Dich und Dein Haus — Gott ist mein Zeuge, welche Anstrengung mich es kostete. — So oft mein Herz mich auch zu Dir hinzog: immer hielt mich die Ueberzeugung zurück, daß ich mich über die eitle, verschwenderische Frau Schwester, und über den schwachen Bruder nur ärgern würde, statt daß ich käme, mich mit und bey Euch zu freuen. — War ich auf dem Wege zu Dir, mich selbst zu überzeu-

gen, ob das Gerücht Wahrheit spräche, so dachte ich wieder: Dein Bruder ist Mann, wird seine Einrichtung schon so machen, wie es dem vernünftigen, die Zukunft nie aus den Augen verlierenden Hausvater zukommt; und — ich gestehe es Dir — dieß beruhigte mich einigermaßen.

Heinrich. (seufzt.)

Ludwig. Du seufzest? — Leider nur eine Bestätigung mehr von der Wahrheit Deiner traurigen Lage! — Einer von Deinen Freunden — gewis der Einzigste, der den Namen deines Freundes verdient — war zufällig bey meinem Nachbar, zu dem ich kam. — Wie er hörte, daß ich Dein Bruder sey, und ich ihn nach Dir fragte, da machte er es wie Du — er seufzte. — Mir fiel dieß aufs Herz, ich bat ihn um nähere Erläuterung, und erhielt sie dermaßen, daß ich unwillkührlich vor dem Abgrund zurückbebte, wohinein Du mit schnellen Schritten eilest. — Dich zu warnen und wo möglich zu retten, wenn Du anders selbst willst, hielt ich für meine Pflicht; und sieh' Bruder, darum bin ich hier. —

Heinrich. (gerührt.) Lieber Ludwig, Du erfüllst meinen innigsten Wunsch.

Ludwig. Thu' ich das? Dachte mir's auch so. — Heinrich! Bruder! — Du bist schwach, sehr schwach — handeltest unrecht gegen Dich und Deine Familie —

Heinrich. Ach! Du weißt nicht —

Ludwig. Ich weiß genug, und leider mehr, als ich je zu erfahren hoffen und wünschen konnte. — Du bist schwach gegen Dein eitles Weib, die, ihrer Eitelkeit zu fröhnen, den Himmel verschwendete, wenn es in ihrer Macht stände; den Menschen verläugnet, und die guten Eingebungen des Herzens unterdrückt; nie nachdenkt, als nur darüber, wie sie glänzen will; keine Beschäftigung hat, und an keiner Geschmack findet, als ihren Putz zu ordnen, neue Verschwendungen zu ersinnen, und die Zwischenzeit allenfalls mit Romanen-Lektüre auszufüllen; — zu unsern heutigen aufgeklärten — daß sich's Gott erbarm' — starken Köpfen gehören will, und Rechtthun wohl gar für Sünde hält. —

Heinrich. Du urtheilst zu strenge, Bruder. — Ihr Herz ist gut — sie liebt mich — davon bin ich überzeugt.

Ludwig. Desto schlimmer. — Eine Frau, die ihren Mann liebt, aber dennoch gegen seine Vorstellungen taub ist, zeigt wenigstens, daß es außer ihm noch Dinge giebt, welche sie ihm vorzieht; oder — sie heuchelt. — Doch, aufrichtig gesagt, mögen Deine Vorstellungen wohl eben nicht die stärksten gewesen seyn.

Heinrich. (zuckt die Schultern.) Die Ruhe — meine noch ungeschwächte Liebe zu ihr —

Ludwig. (unwillig.) Kann und darf ein Mann, aus Liebe zu seiner Frau, ihrer Verschwen-

dung nachgeben? — Ist denn — Bruder, ich bitte Dich! — ist denn die Vernunft so ganz mit Deiner Liebe davon gegangen, daß du zwanzig Jahre unvernünftig handeln mußtest? — Kannst Du aus Liebe Dich, Deine Frau und Kinder an den Bettelstab bringen? — Oder hast auch Du wegen eurer Assemblees, Thee's, Bälle, und der Teufel weiß, was ihr alles erfunden habt, um das Geld mit beyden Händen wegwerfen zu können — keine Zeit, über Deine Lage gehörig nachdenken zu können? — Werth ist sie es doch gewiß. — Eine Frau, die nur verschwendet; Kinder, die ihrer Mutter nachfolgen, und unter ihrer Aegide sich dasjenige zu ertrotzen wissen, was ihnen gutwillig zu geben die oberflächlichste Ueberlegung verbietet. —

Heinrich. (überwältigt, sich in seines Bruders Arme werfend.) Ach Ludwig, hättest Du weniger Recht!

Ludwig. Habe ich Recht? (seufzend.) Armer Bruder!

Heinrich. Ja wohl arm! (seufzt.)

Ludwig. (überrascht.) Sollte ich Dich recht verstehen? — Wärest Du wirklich am Ende? — Unmöglich!

Heinrich. (traurig.) Nur schleunige Hülfe kann mich retten, wenn ich nicht ganz zu Grunde gehen soll. —

Ludwig. Und Du konntest unbesorgt und

mit heiterm Blick in die Zukunft sehen? Konntest fortwährend verschwenden?

Heinrich. Mußte. — Ach Ludwig, du kennst meine Verhältnisse nicht!

Ludwig. Das glaube ich Dir bewiesen zu haben. — Du standest unterm Pantoffel Aller, ließest Dich von denen beherrschen, die Du beherrschen solltest —

Heinrich. Muß ich nicht? — Wer häusliche Ruhe und häuslichen Frieden liebt —

Ludwig. Erkauft sie dennoch nie mit seinem völligen physischen und moralischen Ruin. — Wer zu viel nachgiebt, ist schwach; wer Alles nachgiebt, ist eine Drathpuppe, mit der man machen kann, was man will, und die man endlich im Zorn zerschlägt, weil sie das Unmögliche nicht leisten kann.

Heinrich. Wüßtest Du die Drohungen meiner Frau —

Ludwig. Was! Sie droht? Und womit denn?

Heinrich. (seufzend.) Mit — Scheidung.

Ludwig. Also nur mit Scheidung? — Freylich für Dich immer hart genug; — aber — (nachdenkend; nach einer Pause.) was meynst Du, wenn wir mit diesen ihren eigenen Waffen gegen sie zu Felde zögen? — Es ist ein Versuch, der, meiner Ueberzeugung nach, auf jeden Fall entscheidend

seyn muß — ja, wahrhaftig, das geht — Willst Du den Versuch wagen?

Heinrich. Ob ich will? Gerne Alles, was zum Zwecke führen kann.

Ludwig. Gut. Aber dann verlange ich auch von Dir das Versprechen: Dich meiner Führung zu unterwerfen, und wo Du handeln mußt, als Mann zu handeln.

Heinrich. Das verspreche ich, und werde Wort halten.

Ludwig. (ihm seine Hand hinhaltend.) Schlage ein.

Heinrich. (thut es.) Von ganzem Herzen.

Ludwig. So weit wären wir also. — Jetzt muß ich erst das Terrain etwas recognosciren, und dann — —

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Hans. Titus. Letzterer mit einer Reitpeitsche in der Hand.

Hans. Au weh! — Au weh! Ach Herr Jemine! Herr Jemine!

Ludwig. Was ist Dir, Hans?

Hans. Ach de Vetter da haut my Gottsjämmerlig mit sien Pietsch, wo he to kummt.

Heinrich. Warum denn? — Titus, was hast Du vor?

Titus. Denken Sie nur, Papa, der Dummkopf hält sich über Alles auf, lacht über Alles, und ist so grob, daß einem endlich wohl die Geduld vergehen muß. — Ich habe ihn nur von unserm Zimmer gejagt. —

Hans. Laht Ohm sick nicks wieß maacken. — Müttjen sehd to my, ick schull Vetter un Nichten op ehr Stuhf besöcken. Ick do datt ock, un maack mien Saacken so goot, als ick kunn; aber's statt datt se my danken schullen, lachen se my watt uth, un de Vetter keeck my dähr sien Brill so an, datt ick glöwen muß, he kunn' dadähr nich gott sehn. — Just fill my in, datt ick Grootmöhm ehr Brill by my harr', un da he my duhr, böht ick em de an. — Ob em mien goode Will verdröht, weet ick nich, glööv 't aber fast, denn he nehm de Brill, un pett se in dusend Stucken. — Grootmöhm wer't schön schellen un brummen! — — Nichten seet un lees in ehn Boock — ick glööv, dat mütt schön to lesen sien, denn et handelt, wie se seht, von ehn paar Verleefte — un wehn ehr schnaplangsten Thranen daby; — ock harr' se noch ehn ander Boock mit lüter Bilder vör sick liggen. — Ick muß lachen, als se my sehd, datt wören Musters von Kleeder; denn ick merk wol, datt se my vor Buren hebben wüll, un mehn, ick verstün'n datt nich: — Bilders von hübsche Deerens wören datt, de bynah so nackt güngen, als Eva woll gahn hett. — Se lachen my ut, als ick datt sehd, un de Vetter mehn, ick

wör ehn Dummerjahn. Datt wör nu abers all noch nicks. — Aber als de Vetter von ungefähr sien Weſt apen maack, un ick ſeeg, datt de Bücks bitt unner de Arm's güngen, da muß ick erſt lachen! Datt Hert ſeet wiß un wahrhaftig in de Bücks; aber kühm harr' ick datt ſeggt, als he de Pietſch kreeg, un my jümmers um de Been haut, datt ick nuh vör Angſt hierher lööp.

Ludwig. [lachend.] Ja, Hans, da biſt Du nun ſchlimm angekommen. Der Herr Vetter iſt ein Mann nach der Mode, und da muß er nun einmal das Herz da haben, wohin es jetzt gehört.

Hans. Nuh, datt is watt anners. — He harr't my ja abers ock man ordentlich ſeggen kunnt — [zu Titus, indem er ihm die Hand reicht.] Na, ſy man nich mehr bös op my, Vetter — 't wör ſo bös nich mehnt. — Mutt ock man Nichten Afbitt dohn [läuft ab.]

Zwölfte Scene.

Die Vorigen, ohne Hans.

Heinrich. Schäme Dich, Titus.

Titus. Weshalb ſchämen! Der Dummkopf kann Gott danken, daß er ſo davon gekommen iſt.

Ludwig. Meinen Sie, junger Herr! — Da müßte ich mich, als Vater, ja wohl für die Peitſchenhiebe, welche Sie meinem Sohn auszutheilen geruhten, noch gar bedanken?

Titus. Sans gêne, Herr Onkel. [Nach der Uhr sehend.] Es ist 12 Uhr; da muß ich spazieren reiten. — Adieu. [geht singend ab.]

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen, ohne Titus.

Ludwig. [der Titus nachsieht, kopfschüttelnd.] Ein sauberer Bursche! Ganz nach der jetzigen Mode. — Spazieren gehen, reiten und fahren, und im Kopfe nichts als Wind. Bruder! welche Brut hast Du da heranwachsen lassen.

Heinrich. Konnte ich anders? Du weißt ja —

Ludwig. [ärgerlich.] Hast Recht, Bruder; — Du stehst ja unterm Pantoffel! — Dachte nur nicht daran.

Heinrich. [bittend.] Ludwig!

Ludwig. Es ist aber auch zu arg! Wer kann bey solchen Scenen kalt bleiben. — [Nach einer Pause.] Doch an's Werk! Wir wollen versuchen, ob es Deiner Frau mit ihrer Drohung Ernst ist, oder nicht. — Mein alter Schulmeister pflegte immer zu sagen: „Benehmt dem Menschen jede Gelegenheit zur Ausschweifung, und er wird glücklich.“ — Ob diese Regel, wenn sie Probe hält, allgemein und mit Glück angewandt werden kann, weiß ich nicht; aber bey Deiner Frau glaube ich, daß es sich machen läßt. —

Komm, und laß uns dieß ungestört überlegen. — Vor allen Dingen aber vergiß nicht, daß, ehe die Aequinoctial-Stürme nicht aus der Luft sind, das gute Wetter nicht eintreten kann, und daß daher ein jeder gerne jene um dieses erträgt.

Heinrich. Ich verstehe Dich, Bruder, und rechne auf Deinen Beystand.

Ludwig. Der Dir werden wird. Komm!

[Sie gehen ab. In der andern Thüre sieht Hans herein, und kommt näher, da er das Zimmer leer findet.]

Vierzehnte Scene.

Hans, [allein.]

Gottloff! datt ick endlich mahl allehn bün. — Wenn se in de Stadt all so sünd, als düsse hier, so bedank ich my, hier to blieben. — Abers, ick schall ja; un Tied is 't ock woll mahl, datt ick watt lehr. — Bün all' söstein Jahr, un kann kuhm lesen! 'n Wunder is 't freelich nich — heff ja keen Tied hatt — will 't abers bald nachahlen. „Hans," sehd de Fader, „es wird Tied, daß du „nach de Stadt kümmst, um etwas zu lernen; — „ich heff all für dich gesorgt. Du kümmst by ehn „gooden Lehrer." — Un wahrhaftig, de Fader hett ganz Recht! — Wüll doch Trien Gretjen letzt nich 'n mahl mit my danzen, wiel ick nich hochdütsch sprecken kunn! — De Hochmoths Dö-wel mag ehr woll in 'n Kopp fahren sien, denn

vor-

vörher wör se nich so; abers als se uth de Stadt köhm — hu! da harr' se 'n Vagel affschaaten. — Wüll gar nich mehr Jungfer heeren. — Mamsell [lacht.] Mamsell wör se worden! — Na, Gott geef't to Glücken! Abers schnacksch is 't doch, datt all de Jungfern, de in de Stadt kahmt, glieck Mamsells werdt — [Sophie kommt herein.]

Fünfzehnte Scene.

Der Vorige. Sophie.

Sophie. Nun, Vetter, so ganz allein hier?

Hans. Ja Mütjen, ick bün gern allehn. — Un da ick nu by'n Schoolmester kahm, so —

Sophie. Was! Du sollst jetzt erst zur Schule gehen?

Hans. Et wüll nicht eher gahn, Mütjen. — Is ock nicks an versehn; — ick hahl 't na, datt kann se man glööven. — Lesen kann ick all, kenn ock all geschrevene Bockstaben, un da bruck ick nich veel mehr. — Von Gott und sien Wohrd, un von de Bibel un Karkis'm weet ick ock so veel, als 'n ehrlich Kerl to weeten bruckt, um Gott un Minschen trü to syn. — Ick schall my man bloot 'n bitjen stafferen, segt Fader.

Sophie. Cultiviren —

Hans. Recht so, Mütjen. — Veel bruck wir Art Lähd davon nich; un so gelehrt als de Vetter sien mag, müg ick gahr nich syn. — Watt

hett he nu davon! Da hett he jümmers in de Böcker kecken un kecken, so lang datt he nu all 'n Brill drucken mutt, un doch nich so goot dadåhr sehn kann, als ick mit mien blooten Ogen.

Sophie. Nårrischer Mensch! — Nicht um des Sehens willen gebraucht man jetzt die Brillen. Der Vetter sieht auch ohne Brille so gut als Du, und besser als mit derselben; aber es ist Mode. —

Hans. Mohd is datt? [lacht.] Heff ick in mien Leben so watt sehn! — Sunst druck man de Brillen, um beter to sehn, un nu druckt se se, um sick blind to maacken.

Sophie. Das verstehst Du nicht. Es muß so seyn; denn jeder feine Mann trågt jetzt eine Brille.

Hans. Datt glööv ick gern; aber's narrsch is 't doch, un blift et ock. — Wenn se nu nachher ohlt werd, måt se doch wenigstens 'n half Dutzend Brillen drucken.

Sophie. Gerade umgekehrt. — Durch den Gebrauch der Brillen in der Jugend konservirt man die Augen so, daß man sie im Alter ohne eine Brille gebrauchen kann.

Hans. Davår sünd se abers gewiß nu blind, datt heff ick an den Vetter un ock all hůth op de Straat merckt. — My kôhm ehn von de jungen finen Herrn mit 'n Brill opn Lief, un våhr my güngen op twee Mamsells oder Jungfers — ick weet et nich un kenn se ock nich. — Wie de Herr

mit sien veer Ogen dicht an Jim heran wöhr, bück he sick dahl, (ick mehn, he wüll watt von der Straat opkriegen.) keeck de Mamsells ünnern Hot, un ganz dicht in de Ogen, als wenn he se küssen wull. Datt ging my nu zwars nicks an; aber glieck darop leep he my so op'n Lief, datt ick em mit beede Han'n affschuppen muß. Da fill he nu gar op'n ohlt Wief, un ehr ick 't my versaag legen se beede in 'n Dreck. — „Du blinde Döwel!" sehd datt ohle Wief — „heſt veer Ogen, un kannst doch „nicht sehn!" — „Et is 'n Franzos" sehd 'n ander ohlt Wief, de darby stunn; un de fine junge Herr sehd: „Gott Demmy" — wisch sick aff, söch sien Hot, Brill un Hanschen, un güng weg, ahn sick wieder to murſen.

Sophie. [lachend.] Daraus folgt aber ja noch gar nicht, daß er nicht sehen konnte; sondern —

Hans. Nich? — Ah, nu begriep ick 't erst, — et is ock woll Mohd, de Lühd in 'n Dreck to schmieten, damit de Straaten reiner werdt, un se kehn Dreckfegers nöhdig hefft — Ja so! — datt is watt anders. —

Sophie. [für sich.] Einfaltspinsel! Ich muß nur — [Jenny ist unterdeß hereingekommen.]

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen. Jenny.

Jenny. Mama, der Comte de Louisiana —

Sophie. Ist er da? — Da muß ich eilen. Adieu so lange, Vetter.

Hans. Adjüs, Mütjen. [Sophie geht ab; Jenny will ebenfalls abgehen, wird aber von Hans zurückgehalten.]

Siebenzehnte Scene.

Hans. Jenny.

Hans. Nichten, maacken se doch 'n Doock över'n Bussen. — Se verköhlen sick by miener armen Seel' —

Jenny. Bekümmere er sich doch nur um Sachen, die ihn angehen; und werde er feiner, Vetter Grobian! [ab.]

Achtzehnte Scene.

Hans, [allein.]

Nu seh un hör ehn Christenminsch datt mahl an! — Schull man sick nich scheef argern? — Mientwegen magst du ganz nackt gahn, ick will dy nicks wedder seggen. — — Hm, heff ock doch woll Unrecht hatt! — Et werdt woll Mohd sien, sick to verköhlen.

Neunzehnte Scene.

Der Vorige. Heinr. Brandt. Ludwig Brandt.

Heinrich. Nun, Vetter, wie gefällt es Dir in der Stadt?

Hans. Kann eben nich seggen, tum besten. — Wenn de verdöwelten Mohden hier man nich währen! de maackt my den mehrsten dummen Krahm. — Prügels und wiesschnütige Wöhr heff ick darum all kregen, un harr' ock bynah in 'n Dreck legen.

Heinrich. Das wird sich schon nach und nach geben. Lerne nur brav, damit Du bald wieder zu Deinem Vater aufs Land kommen kannst.

Hans. Ja, datt will ick ock mit Gottes Hülp.

Ludwig. Jetzt, Hans, laß uns allein. Ich habe mit dem Onkel zu sprechen. —

Hans. Recht gern, Fader. Adjüs. [ab.]

Zwanzigste Scene.

Die Vorigen. Ohne Hans.

Heinrich. Ein braver Junge! So wie ers meint, spricht er.

Ludwig. Hast Recht, Bruder. Er ist geworden, wie ich ihn haben wollte, und wie er nach den Umständen werden konnte, das heißt: sein Ver-

stand so viel ausgebildet, daß er Recht vom Unrecht, das Lächerliche vom Sonderbaren, und dieses wieder vom gehörig Anständigen unterscheiden kann, — versteht sich, von dem, was die Natur unter Letzterm begreift; denn in Euern Gesellschaften, wo die Konvenienz, oder das Vorurtheil, oft sonderbar genug die Grenzen des Anständigen setzte, mag er freylich ungebildet genug erscheinen. Am innern Werthe aber übertrifft er gewiß alle Eure feinen Karrikatur-Männchens, mit französischer Kleidung, deutschem Witz und englischer Plumpheit. — Was er bey mir nicht erhalten konnte, die letzte Politur, so viel sie nämlich ihm als Landmann nöthig ist, soll er hier erhalten; und ich habe dieß unserm alten Freund Richard übertragen, dessen Wahl Du billigen wirst.

Heinrich. Gewiß.

Ludwig. Doch wieder auf deine Sache zurückzukommen. — Ich verlasse mich also auf Dein Versprechen, allen Stürmen standhaft entgegen zu gehen, und sie tapfer abzuschlagen. —

Heinrich. Wenn sie aber alles Ernstes auf Scheidung bestehen sollte — ich überlebte es nicht!

Ludwig. Sey unbesorgt. Nach allem, was Du mir von ihr erzähltest, und so weit ich sie selbst prüfen konnte, darf ich Dir einen erwünschten Ausgang versprechen. Freylich hat die Eitelkeit und die Sucht zu glänzen eine harte Rinde um ihr Herz gezogen; aber schäle diese muthig ab, dadurch, daß

Du ihr jede Gelegenheit nimmst, und alle Aussicht, sie jetzt und nie befriedigen zu können: und dann laß ihr ruhig die Wahl, ob sie mit Dir ferner vereint, oder vom Dir getrennt leben will. — Glaube es mir, ihr Herz wird bey diesem Kampf Sieger bleiben. — Sollte sie aber, wider meine Erwartung, wirklich und ernsthaft auf Scheidung bestehen, und dazu Anstalten treffen: dann, Bruder, wirst und mußt Du Mann genug seyn, ein Weib vergessen zu können, die nicht Dich, sondern nur ihre, durch Dich befriedigte und genährte, Eitelkeit liebt, und dadurch beweist, daß sie incorrigibel ist; denn dieser Versuch mit ihren eigenen Waffen sie zu bekämpfen, ist, glaube es mir, entscheidend für euch Alle, weil er Dir entweder ein gutes, Dich liebendes Weib, zuführt, das der am schwersten zu besiegenden Leidenschaft — der Eitelkeit, aus Liebe zu Dir entsagt; oder er befreyt Dich von einer Gesellschafterin, die verheerender für Dich war, und seyn würde, als selbst das gelbe Fieber. — Sie kommt. — Ich gehe ins Kabinet, um Alles mit anhören, und, ist es nöthig, Dich unterstützen zu können. [ab ins Kabinet. Sophie kommt herein.]

Ein und zwanzigste Scene.

Heinrich Brandt. Sophie.

Sophie. [hastig.] Aber sage mir, ums Himmelswillen was bedeuten denn alle die neuen Dispositionen und Befehle, die Du zu geben für gut befunden hast? — Es ist ja gegen alle Begriffe!

Heinrich. Wie so, Sophie? Ich weiß von gar nichts.

Sophie. Nicht? Ey, seht doch! Wahrlich, ein Sokrates konnte nicht so gegen seine Xantippe handeln, als Du gegen mich. — Ich will anspannen lassen — der Kutscher sagt mir: er dürfe es ohne des Herrn Befehl nicht thun. Mein Mädchen soll mir einen neuen Kopfputz holen, ist aber unverschämt genug zu sagen, daß sie erst den Herrn darum fragen müsse. — Es ist unerhört! — Was bewegt Dich zu diesem Verfahren?

Heinrich. Das, was ich Dir schon oft sagte, Du aber nie glauben wolltest: meine zerrütteten Vermögens-Umstände. — Deine Verschwendung — Deine Equipage — die schlechten Zeiten, und bedeutende Verluste, deren ich noch heute einen von 25000 Thlr. erfuhr — dieß alles hat mich so geschwächt, daß ein Concurs unvermeidlich ist, wenn nicht —

Sophie. Ah, nun begreife ich Dich. — Du cedirest Deinem Bruder —

Heinrich. Ich weiß, was Du sagen willst.

— Hältst Du mich wirklich für so schlecht, daß ich auf den Ruin derjenigen, die ehrlich genug dachten, auch mir Redlichkeit zuzutrauen, mein Glück bauen, meineidig werden, und mich verächtlich in den Augen jedes rechtschaffenen Mannes machen könnte? — Habe ich Dir je Veranlassung gegeben, so schlecht von mir denken zu können?

Sophie. Was ist denn dabey! — Verächtlich? — Das ist jetzt nur derjenige, der Nichts hat, und doch hätte haben können, wenn er mit der Zeit fortgeschritten wäre. — Laß doch die altväterischen Ideen, womit man sich vordem ängstigte, fahren, und schwimme nicht immer und ewig gegen den Strom, sondern mit ihm, wenn Du mit Ehren durch die Welt willst. — Verlangen soll es mich, wenn Du einmal so handeln wirst, als es Vernunft und Dein eigener Vortheil von Dir heischen.

Heinrich. [warm] Dann, wenn dieser ohne Bevortheilung Anderer bestehen kann, und mir jene und mein Gewissen keine Vorwürfe machen. Darf ich auf den Namen eines ehrlichen Mannes Anspruch machen, wenn ich so handelte, wie man, leider! jetzt allgemein handelt? — Sophie, liebe Sophie, überlege doch!

Sophie. Als wenn hier noch lange Etwas zu überlegen wäre! — Handle noch so ehrlich — gib Alles hin: Niemand wird Dich bedauern oder thätig unterstützen; das Gespötte aller Menschen wirst du werden, und höchstens das Prädikat eines

ehrlichen Dummkopfs erhalten, Niemand Dir aber ein Stück Brod geben. — Doch, laß einmal Deinen saubern Plan hören.

Heinrich. Gerne. — Wie ich Dir schon sagte, so war Rettung durchaus unmöglich, wenn nicht mein Bruder zur rechten Stunde gekommen wäre und sich meiner angenommen hätte. — Gegen Cedirung meines sämmtlichen Vermögens, übernimmt derselbe die völlige Befriedigung meiner Gläubiger, und opfert dabey großmüthig ein Kapital von 30000 Thalern auf.

Sophie. Aber mein Gott! das wäre ja nicht nöthig! Erkläre Dich insolvent, und benutze das Kapital, welches dein Bruder herschießen will, zu einem neuen Etablissement —

Heinrich. Kann das Dein Ernst seyn? — Unmöglich! — Doch weiter. Nach völliger Abmachung meiner Geschäfte ziehen wir zu ihm, und —

Sophie. Wie, zu ihm ziehen? — Nimmermehr! Mag auch daraus entstehen, was da will, das geschieht nie. In der That, ein sauberes Komplott haben die Herren Brüder da geschmiedet.

Heinrich. Aber Du siehst doch ein, daß mein Bruder so edel als möglich handelt. — Auch weiß ich keinen andern Weg, der —

Sophie. Nicht? Hab' ich ihn Dir nicht schon gezeigt? — Willst Du diesen einschlagen — gut; wo nicht, so weiß ich, was ich zu thun habe.

Heinrich. [kalt.] Wie Du willst, Kind. Ich kann Dir nichts vorschreiben; aber eben so wenig jetzt noch Abänderung treffen.

Sophie. [aufgebracht] Nicht? — Gut. — Scheiden laß ich mich von Ihnen, Herr Gemahl, — damit Sie es nur wissen — scheiden! so wahr ich —

Heinrich. [ihr den Mund zuhaltend.] Schwöre nicht!

Sophie. [wie oben.] Warum nicht? Glauben Sie, daß ich einen solchen Schimpf ertragen werde? Wenn Sie sich muthwillig ridikül und zum Bettler machen wollen, bin ich nicht verpflichtet, dieß Loos mit Ihnen zu theilen; und ehe ich in Ihren Plan einwillige, biete ich Himmel und Erde auf, und thue einen Schritt, den Sie bereuen sollen. [schluchzend.] Wenn ich dann nicht — mehr — lebe, kannst Du machen — was Du willst.

Heinrich. [ängstlich.] Liebste, beste Sophie, Du wirst doch nicht — Lieber wollte ich — [Ludwig Brandt kommt aus dem Kabinet heraus.]

Zwey und zwanzigste Scene.

Die Vorigen. Ludwig Brandt.

Ludwig. Als ein Schurke gebrandmarkt herumgehen — Nicht wahr?

Sophie. [wie oben.] Herr Bruder, ich weiß nicht, was Sie berechtigt, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen!

Ludwig. [heftig.] Was mich dazu berechtigt? — Alles, Madam, wenn Sie es wissen wollen: — Mein gemißhandelter, von Ihnen gemißhandelter Bruder hier; seine Ehre, die auch die meinige ist, und die Sie vorsätzlich untergraben, und dadurch Ihrer Eitelkeit, Ihrer Verschwendung halber, Ihren Mann, sich selbst, mich und unsre ganze Familie beschimpfen wollen. — Schämen sollten Sie sich, recht sehr schämen, sich so betragen zu haben, und noch jetzt durch Drohungen, die — nehmen Sie's mir nicht übel — nur aus dem Gehirnkasten eines durch Romane verdrehten Kopfes kommen können, Ihren Mann zu Handlungen verleiten zu wollen, die für die aufgeklärten starken Geister unserer Zeit vielleicht annehmlich, für den rechtschaffenen Mann aber abscheulich sind! [Nach einer Pause, etwas gemäßigter.] Wissen Sie aber vielleicht andre Mittel anzugeben, die mit der Ehre und Redlichkeit bestehen können, und den nämlichen Zweck erreichen: hier haben Sie meine Hand, ich helfe treulich mit.

Sophie. Das habe ich bereits gethan. Uebrigens bleibt es dabey, wie ich sagte; oder —

Ludwig. Unmöglich.

Sophie. Nun, so ist Scheidung das einzige Mittel, mich wenigstens von der Schande zu befreyen.

Heinrich. [bittend.] Liebe Sophie!

Ludwig. [kalt.] In Gottes Namen! — Mein Bruder kann nur dabey gewinnen.

Sophie. Was Sie sagen! — Unvergleichlich!

Ludwig. Und doch nur ganz einfache, klare Wahrheit. — Auf Ihren Knieen sollten Sie Gott danken, der Ihrem Manne, und dadurch auch Ihnen, Madam, im letzten Augenblick durch mich noch Hülfe sandte, und Sie beyderseitig vor Handlungen warnet, worunter gerade Sie am meisten verlieren würden.

Sophie. Ich? — Sonderbar! Darf ich um Auflösung des Räthsels bitten?

Ludwig. Recht gerne. — Sie, und nur Sie, veranlaßten durch Ihre heillose Verschwendung, und durch die durchaus vernunftwidrige Befriedigung Ihrer Eitelkeit, den jetzigen traurigen Zustand meines Bruders; Sie, und nur Sie, wollen Ihren schlechten Handlungen jetzt dadurch die Krone aufsetzen, daß Sie diesen hier — Ihren Mann — zu offenbaren Betrügereyen zu verleiten suchen. — Aber, die Welt hat Augen, Madam! besonders der Neid und die Mißgunst; und glauben Sie es mir, was der Mann von Gefühl für Recht Ihnen auch vielleicht nicht gerade ins Gesicht sagt, weil er Weltton genug hat — darüber ist er doch mit Jedem einverstanden: daß Sie, und nur Sie allein, Ursache und Wirkung von Allem waren. — Auf Sie fällt Alles zurück; Sie, und nur Sie, wird man verachten; unterdeß man Ihren Mann

bedauert, und bemitleidet, daß er schwach genug war, Ihren unvernünftigen Prätensionen nachzugeben.

Sophie. Als wenn ich wüßte, wie es um meines Mannes Angelegenheiten stand!

Heinrich. Ich sagte Dir ja oft, daß es so kommen würde, und noch vor einigen Stunden.

Ludwig. Und predigte tauben, nur für Putz, Verschwendung und Eitelkeit offenen Ohren. — Schwester, geben Sie der Ehre, der Vernunft, den besten Absichten, und den gewiß guten Eingebungen Ihres Herzens nach, und verlangen Sie nicht Unmöglichkeiten, wie die Befolgung Ihres Rathes ist.

Sophie. Soll ich gegen meine eigene Ueberzeugung handeln? —

Heinrich. Liebe, Sophie, gieb doch nach. Du mußt ja einsehen, daß hier nicht anders verfahren werden kann. —

Sophie. Nicht? Gut! Handelt, wie es euch gut dünkt, aber laßt auch mich handeln. — Zum Gespräche der ganzen Stadt zu werden, sich muthwillig zum Bettler zu machen, und auf dem Lande mit dem lieben Vieh zu leben, das ist nicht meine Sache. — Erlauben Sie, daß ich Anstalten treffe, die wenigstens mich sichern. [ab.]

Drey und zwanzigste Scene.

Die Vorigen. Ohne Sophie.

Heinrich. Gott! wenn sie wirklich Ernst machte —

Ludwig. Nur ruhig, Bruder, es wird so arg nicht. — Sie ist zu sehr überrascht worden; laß ihr Zeit, sich zu besinnen. — Ueberzeugt ist sie jetzt schon; nur der Widerspruch reizte sie. — Gieb Acht, sie wird einlenken.

Heinrich. Das gebe Gott!

Ludwig. Aus den verderblichen Konnexionen muß sie, und das jetzt, da es noch Zeit ist, heraus. Hätte sie nur die leiseste Ahnung, daß Du es noch ein halbes Jahr aushalten könntest — nichts würde sie bewegen, nachzugeben; aber jetzt scheitert ihre Eitelkeitssucht an dem festen Willen, der an der Unmöglichkeit, sie ferner befriedigen zu können, und — an ihrem guten Herzen. Hat sie eingelenkt, so ist mir nicht mehr bange; denn vor einem Rückfall, wenn er auch möglich wäre, bürgt die wenige Gelegenheit bey uns auf dem Lande, so daß sie nie die gehörigen Gränzen überschreiten kann, die Zeit und — Gewohnheit. Also unbesorgt! [horchend.] Deine Kinder kommen. Geh so lange in's Kabinet, und überlaß mir die Sorge, sie abzufertigen.

Vier und zwanzigste Scene.

Ludwig Brandt. Titus. Jenny.

Titus. Ist Papa nicht hier? } zugleich.
Jenny. Wo ist Papa? }

Ludwig. Er ist beschäftiget, und kann Euch jetzt nicht sprechen. Habt Ihr ihm etwas zu sagen, so vertrauet es mir.

Titus. Der Reitknecht will uns, ohne Vaters Bewilligung, die Pferde nicht satteln.

Ludwig. Das ist nicht seine Schuld; er darf nicht. Die Pferde gehören mir.

Titus. [lachend.] Ihnen? } zugleich.
Jenny. [spöttisch.] Onkel! }

Ludwig. Ja, mir. Euer Vater ist ja durch eure Verschwendung so weit gebracht.

Titus. Durch uns? Sie scherzen, Herr Onkel. [spöttisch.] Erlauben Sie uns doch gütigst den Gebrauch unserer Pferde.

Ludwig. [eben so.] Sehr gern, Herr Vetter! — Bedienen Sie sich Ihrer Pferde nach Gefallen; aber — [ernsthaft.] die meinigen muß ich bitten, stehen zu lassen.

Titus. [aufgebracht.] Solche zu weit getriebene Scherze sind — grob, Herr Onkel.

Ludwig. [kalt.] Kann wohl seyn, Herr Vetter. Doch es wird Zeit, ernsthaft mit euch zu sprechen. — Euer Vater kann euch nichts mehr geben,

ben, weil Ihr ihn ruinirt habt; er fordert daher von euch, daß Ihr Euch selbst ernährt.

Titus. Nimmermehr! — Wodurch?

Ludwig. Wodurch anders als durch Arbeit, — durch Anwendung Eurer erlangten Kenntnisse, durch Fleiß und Thätigkeit. — Daß Ihr Gelegenheit dazu erhaltet, ist meine Sorge, und die Eurige dann, sie Euch zu erhalten, und zu beweisen, daß Ihr in der Welt fort wollt.

Titus. Herr Onkel, Sie scherzen unausstehlich! Komm, Jenny, wir wollen zur Mama gehen, um einmal etwas Vernünftiges zu hören.

Ludwig. Geht, und nehmt die Lehre mit, daß es für junge, unerfahrne Leute nie anständig ist, ältere Männer bespötteln zu wollen; — ich sage zu wollen, denn daß Ihr es nicht könnt, werdet Ihr wohl selbst einsehen — daß der gebildete junge Mann oder Mädchen sich dergleichen entehrendes Betragen nie erlauben wird, und daß nur gegenseitige Liebe und Achtung das festeste Band um die Menschen schlingt, bittere Anmerkungen, hämische Anspielungen aber das stärkste Verein zerreißen. — Handelt nach dieser wohlgemeinten Lehre, verbindet damit Arbeitsamkeit, die Gutes befördert und den Keim des Bösen erstickt, und Ihr werdet glücklich seyn, so glücklich, als ich es Euch wünsche.

Jenny. [gerührt.] Bester Onkel — Verzeihung!

Ludwig. Die hast Du, und auch meine Liebe, wenn Du Dich deren würdig machst.

Jenny. Das werde ich. [ab.]

Fünf und zwanzigste Scene.

Die Vorigen, ohne Jenny.

Titus. Onkel, ist es Wahrheit, was Sie vorhin sagten?

Ludwig. Kannst Du noch zweifeln?

Titus. Das Ueberraschende — so auf einmal —

Ludwig. Und doch wahr. — Was hast Du beschlossen?

Titus. Mich in diese Arme zu werfen. [umarmt ihn.]

Ludwig. Dann wird es Dir gut gehen.

Titus. [gerührt.] Ich werde gut zu machen suchen. [ab.]

Ludwig. [rufend.] Bruder! Heinr. Brandt kommt aus dem Kabinet.

Sechs und zwanzigste Scene.

Heinr. Brandt. Ludw. Brandt.

Ludwig. Hast Du gehört?

Heinrich. Ich hab's, und freue mich. — Wäre doch erst Alles so beendiget!

Ludwig. Nur Geduld! Trügt mich meine Erfahrung nicht, so wird Dein Wunsch bald erfüllt werden.

Sieben und zwanzigste Scene.

Die Vorigen. Sophie. Titus. [ohne Brille.] Jenny. Hans.

Sophie. [auf ihren Mann zueilend.] Lieber Heinrich — kannst Du verzeihen?

Heinrich. Wie gerne, beste Sophie. [Umarmung.]

Sophie. Und auch Sie, Herr Bruder?

Ludwig. Ich habe nichts zu verzeihen; aber freuen wird es mich, wenn Sie die Nothwendigkeit meines Vorschlages eingesehen haben.

Sophie. [seufzend.] Das habe ich; und werde mich dem gemäß betragen; da ich überdieß hier [auf ihren Mann zueilend.] viel gut zu machen habe.

Heinrich. Bestes Weib!

Ludwig. Sie sind also mit Allem zufrieden? willigen in Alles ein, wie und auf welche Weise Ihr Mann seine Sachen regulirt, und seine künftige Lebensart einrichtet?

Sophie. Völlig. Ich habe mit ihm Freuden gettheilt, und sehe es als meine Pflicht an, auch die Leiden mit ihm zu theilen.

Heinrich. Braves Weib!

Ludwig. So sind Sie mir auch wieder lieb, — lieber als Sie es mir je waren; denn diese Gesinnungen machen Ihnen Ehre. — Aber, der Kampf war wohl schwer? —

Sophie. Nicht so schwer, als Sie vielleicht glauben. — Ueberlegung zeigte mir bald, wie sehr ich gefehlt hatte; Sie zeigte mir aber auch, daß es Pflicht für mich sey, gut zu machen; und das will ich denn auch. Nur eines macht mir Kummer — Ihre Aufopferung, lieber Bruder.

Ludwig. Seyn Sie deshalb ruhig, Frau Schwester. — Ganz so schlimm, als Sie glauben, dürfte es denn auch wohl nicht aussehen.

Sophie. Wie! verstehe ich recht? — Sollte —

Ludwig. Hören Sie mich an, Frau Schwester. — Wahr ist es, daß Ihre Eitelkeit und Verschwendung Ihren Mann ruinirten; aber nicht, daß er jetzt schon brechen muß. — Freylich hätte es kein Jahr mehr so dauern dürfen; denn nahe, sehr nahe ist der gänzliche Ruin. — Dieß hörte ich, und hielt es für Pflicht, zu retten; und dazu bedurfte es nur, Sie zur bessern Ueberzeugung zu bringen. — Ob mir es damit gelungen ist, hängt von Ihnen ab.

Sophie. Dann leidet es keinen Zweifel.

Ludwig. So viel sich übersehen läßt, bleibt Ihnen noch ein Kapital von 20000 Thaler; groß genug auf'm Lande, aber nicht in der Stadt.

Deshalb also beziehen Sie alle bey mir ein kleines Gut, welches bey sorgfältiger Aufsicht gute Revenüen abwirft, leben von der großen Welt und ihren großen Verführungen entfernt, sich, Ihrem Manne und Ihren Kindern; und, wie ich die Hoffnung hege, glücklich und zufrieden. — So ziehen Sie sich mit Ehren aus der Stadt zurück, und können dann und wann mit Ehren wieder darin erscheinen.

Heinrich. Bist Du zufrieden?

Sophie. Wie sollte ich nicht!

Ludwig. Ihre Kinder zweckmäßig zu beschäftigen, sey meine Sorge; so wie ich mir auch in den ersten Jahren die Verwaltung des Guts vorbehalte, bis Sie dazu fähig sind. — Jetzt rasch ans Werk.

Heinrich. Gerne. Komm, Sophie, kommt, meine Kinder! [Alle ab, außer Hans.]

Acht und zwanzigste Scene.

Hans, [allein.]

— So geit 't in de Welt! — In de Stadt verschwenn't se ehr Geld, un ehre Gesundheit; un kähnt se nich mehr, so krüpt se op 't Land, um Kräfte to sammeln. Abers 'n Wunder is 't nich, wenn 't nich gelingt; denn Arbeit'n mägt se nich, un hefft ock keen Knaacken darna; un de beste, gesundste Tiet verschlaapt se. — [Zum Parterre.]

Ach, mine Herren und Damens, kann ick jo bitten, so gaht fröh to Bett, staht fröh op, un denn arbeit't datt, jo de Knaacken knackt; Jy werdt dadåhr gesund un vergnöögt. — Will Jy my folgen, so besööckt my all', wie Jy da sund, blot um et to versööken. — Will Jy? Watt? — [Horchend.]

(Der Vorhang fällt.)

Die Brandschatzung

oder

das Wiederfinden der Tochter.

Personen.

von Querfeldt, Gutsherr.

Emilie, dessen Tochter.

von Wildenstein, feindlicher General, bey von Querfeldt im Quartier liegend.

Gustav von Stein, Adjutant.

Rappel, vormals Gefreyter, jetzt Invalide und zur Aufwartung des Generals.

Clas, Aufwärter im Schlosse.

Ein Adjutant.

Die Handlung geht auf dem Schlosse des Gutsherrn vor.

Erste Scene.

[Ein Zimmer.]

Rappel. Clas. [sitzen an einem Tische und trinken. Ersterer hat ein hölzernes Bein.]

Clas.

Na, wie ward's denn weiter?

Rappel. Gottes Fraghans und kein Ende!

Clas. Hans? — Hans heiß ich nicht. Meiner Mutter Bruder hieß Clas — ja, Clas Paul Dübelschmidt, und nach dem heiß ich Clas! — Verstanden?

Rappel. [lacht.] Verzeihung, Herr Clas. — Aber er fragt auch so viel, daß man des Teufels werden möchte! — Doch wie's ward? Da, [auf sein hölzernes Bein zeigend.] so ward's. — Eine Kanonenkugel nahm mir das Bein, und überließ mir die Sorge, wie ich ein andres erwischen möchte.

Clas. Au weh! Au weh!

Rappel. Hat sich was zu Au weh! — Gleich darauf fiel unser tapferer General Wolff, und einige Augenblicke darauf auch der General

Monkton. — Brave Männer beyde! [nimmt sein Glas.] Sie sollen leben!

Clas. Was! leben? — Sie sind ja schon lange todt! Oder — ah! jetzt begreif ich's, sie sind wohl so gefallen, als ich heute über unsern alten Kater Hans. —

Rappel. Alle Teufel! halt er's Maul mit seinem ungesunden Gewäsche! [mit der einen Hand auf den Tisch schlagend, und mit der andern sein Glas hinhaltend.] Sie sollen leben!

Clas. [erschrocken.] Na, meinetwegen! — Sollen leben! [stoßen an und trinken.]

Rappel. Wie weit war ich denn?

Clas. Beym Fallen der todten Generals, die eben leben sollten.

Rappel. 's ist wahr. Also, sie fielen. Alle Teufel! wie wurde nun auf den Feind losgegangen! Jeder suchte den Tod der braven Generals — was meint er, sollen sie noch 'n mal leben? [ergreift sein Glas.]

Clas. In Gottes Namen! [trinken.]

Rappel. Ja, — wie gesagt — jeder rächte die braven Generals, daß es eine Lust war. — Ich freue mich noch, wenn ich daran denke, wie die Köpfe flogen.

Clas. [schüttelt sich.] Hu! Hu!

Rappel. Alte Memme! — Eine halbe Stunde mochte dieß wohl so gedauert haben, da

mußte der Feind Reißaus nehmen, er mochte sich drehen und wenden, wie er wollte. [trinkt.]

Clas. Weiter! Weiter! [ungeduldig.]

Rappel. Gottes Pauken und Trompeten! Kann er denn nicht warten? — Einige Tage nachher hielten wir unsern Einzug in Quebeck. —

Clas. In Rebeck? Potz Velten, das liegt ja dicht bey unserm Dorfe. —

Rappel. [ärgerlich.] Hab' ich in meinem Leben 'n solchen Esel gesehen! — [lacht.] — Quebeck ist die Hauptstadt Canada's, wenn ihn jemand frägt. [unwillig.] Hab's dem Dummkopf schon einmal gesagt, daß wir in Amerika waren.

Clas. Na, laßt's man gut seyn! Bin eben nicht stark in der Geofy bewandert.

Rappel. Geographie heißt's! Glaub's wohl, daß er nicht 'n mal weiß, unter welchem Himmelsstrich er geboren ist; denn [mit Stolz] er ist ja kein Soldat! [ihm auf die Schulter schlagend.] Hör er 'n mal, will er 'n gescheuter Kerl werden, werde er Soldat — 's ist halbe Leben! Man sieht Kaiser, Könige, Fürsten, Generale und fremde Länder, ohne Geld; ißt und trinkt ohne Geld, hat Ehre ohne Geld, liebt ohne Geld; — denn den Mädels sticht die Uniform in's Auge — sieht und hört so vieles, wovon ihr andern nicht 'n mal wißt, daß es da ist, und —

Clas. Hat am Ende das davon. [auf Rappels hölzernes Bein zeigend.]

Rappel. Wenn auch! Es ist doch Ehre dabey, denn — [stolz.] seh' er 'n mal, so ein Bein, oder eine Hand, zeigt immer von Tapferkeit, und die wird vom König belohnt. —

Clas. [neugierig horchend.] So! Womit denn?

Rappel. Mit Ehrenzeichen, Pension und dergleichen, wie er's an mir sehen kann! [stolz.] Auch ich erhalte monatlich einen Thaler Pension. —

Clas. Hm — Ja, Ja, das mag wohl recht honorig seyn; aber [sich hinter den Ohren kratzend.] ich mag doch lieber mit meinen zwey gesunden Beinen, ohne Panschohn, herumlaufen, als mit einem — wie er da.

Rappel. [ärgerlich, aufspringend.] Ey, so soll ihn ja ein Donnerwetter [hebt seine Krücke auf.]

Clas. [indem er abläuft.] Sieht er nun den Vortheil, den ich mit meinen zwey Beinen voraus habe? [schnell ab.]

Rappel. Verdammter Hasenfuß! — Wird auch kein braver Soldat werden — hat's Herz in den Füßen. —

Zweyte Scene.

Rappel. Von Stein.

von Stein. Sind der Herr General schon bey der Hand?

Rappel. Aufzuwarten, Herr Adjutant. — Befehlen Sie — —

von Stein. Melde er mich.

Rappel. Sehr wohl. [ab.]

Dritte Scene.

von Stein. [allein.]

Hab' ich doch reiten müssen, als wenn mir die ganze feindliche Armee nachsetzte. [trocknet sich den Schweiß von der Stirne.] Und warum? — Armes Dorf! — Doch wenn jeder Schurke ungestraft handeln dürfte, was wäre der ehrliche Mann? — Ein Ball, mit dem jeder nach Gefallen spielen dürfte. — Wahrlich! hielte nicht oft die Furcht vor der Strafe allein schon von Verbrechen zurück: wie viele tausend Bösewichter würden mehr seyn. —

Vierte Scene.

Der Vorige. Rappel.

Rappel. Der Herr General erwartet Sie auf seinem Zimmer — das erste rechter Hand.

von Stein. Gut. [ab.]

Fünfte Scene.

Rappel. [allein.] [von Stein nachsehend.]

Hm! Auch noch einer mit zwey gesunden Beinen. — Wird wohl noch nicht viel Pulver gerochen

haben. — Pfuy! Rappel, wirst Du denn nie vernünftig werden? — Ist es recht, nach den Beinen die Tapferkeit beurtheilen zu wollen? — — Aber ärgerlich ist's doch, immer die Majorität gegen sich zu haben; denn noch habe ich keine Hundert mit einem gesunden Beine gesehen. — Immer nur zwey gesunde, oder zwey kranke Beine; selten aber einen armen Teufel, der, wie ich, mit einem Bein von Fleisch und Blut, und mit einem von Holz in die Ewigkeit hineinstolpern muß. — Aber es thut nichts! Ist doch immer besser ein Bein von Holz, als ein Herz von Stein. — — Aber [herumsehend.] bin ja, hol's der Teufel, ganz allein! Das ist nichts. — Muß meiner Seel' Gesellschaft haben, und sollt' ich auch alle Fenster einschlagen. [Emilie kommt herein.]

Sechste Scene.

Der Vorige. Emilie.

Rappel. Gehorsamer Diener, gnädiges Fräulein. [macht mehrere tiefe Bücklinge. Für sich.] Beym Teufel! die schönste Gesellschaft, die ein braver Soldat haben kann.

Emilie. Guten Morgen, Rappel. — Hat der Herr General schon gefrühstückt?

Rappel. Zu dienen, gnädiges Fräulein. Damit sind wir Soldaten immer früh fertig, um nöthigenfalls auch dem Feinde sein Frühstück schi-

cken zu können. Dieß ist freylich etwas schwerer zu verdauen, als das, was wir selbst zu uns nehmen; aber es macht auch gewöhnlich den, welcher es erhält, so satt, daß er nie wieder Eines bedarf.

Emilie. [seufzend.] Leider! — Doch will er wohl so gut seyn, mir eine Frage recht aufrichtig zu beantworten?

Rappel. Wohl tausend, gnädiges Fräulein, wenn ichs kann.

Emilie. Gewiß. — Der Herr General scheint nicht sehr aufgeräumt zu seyn: sollte etwa unsre Bewirthung, oder Begegnung, nicht —

Rappel. Behüte Gott! wer könnte wohl darüber unzufrieden seyn. Nein, seyn Sie deswegen unbesorgt. — Der Herr General ist nie anders gewesen, so lange ich ihn kenne, und das sind denn doch schon — [nachrechnend.] 6 — 8 — ja schon 12 Jahre. — Brav, wie Einer, in der Schlacht — recht wild; — es ist eine wahre Freude, anzusehen, wie er die Köpfe heruntersäbelt — so ungefähr, als wenn er Ball damit spielte; — freundlich und liebreich gegen seine Untergebenen, die Leib und Leben für ihn lassen; — aber immer einsam und verschlossen für sich weg. — Nichts scheint ihm Freude zu machen, selbst nicht 'n mal das Ballspiel mit den — Köpfen, versteht sich. — Wie wir von Amerika zurückkamen, und ihm der König durch Geschenke, und wer weiß womit Al-

les, seine Zufriedenheit bezeigte — verdienen that er's bey meiner Seel' auch! — hatte er für nichts Sinn, als für seinen Urlaub. — Kaum hatte er diesen, so ging's über Stock und Stein — er nahm sogar mich nicht einmal mit, vermuthlich, weil er mein Bein da für einen langweiligen Gesellschafter halten mochte. — Wie er wieder zurückkam, hu! mich schaudert noch, wenn ich daran denke, wie er aussah. — Gott weiß, was er vorgehabt hatte — [von Stein kommt eilig herein.]

Siebente Scene.

Die Vorigen. Von Stein.

v. Stein. [Emilien erblickend.] Emilie!

Emilie. Gustav! [Umarmung.]

v. Stein. Emilie, liebste, beste Emilie! Welch unverhofftes, glückliches Zusammentreffen! — Wie kommst Du hieher?

Emilie. Das möchte ich Dich auch wohl fragen. — Mein Vater hat vor einiger Zeit dieses Gut gekauft —

v. Stein. Dieses Gut? — Doch — O Emilie, wie glücklich macht mich dieser Zufall! Aber, hätt' ich doch bald meinen Auftrag darüber vergessen; — Rappel, der Herr General will ihn sprechen.

Rappel. Da muß ich eilen. [im Abgehen.] 's ward mir so ganz kurios dabey. [macht die Pantomime des Küssens. Ab.]

Achte Scene.

Emilie. Von Stein.

v. Stein. [Emilien noch immer umfaßt haltend.] Wahrhaftig, je mehr ichs überlege, desto mehr muß ich meinen Glücksstern bewundern, der Dich gerade in dem letzten Augenblick meines Hierseyns mir entgegenführte. — Welcher Schmerz, wenn ich nachher zufällig erfahren hätte, daß ich mit Dir unter einem Dache, unter dem Dache Deines Vaters gewesen wäre, ohne Dich weder gesehen noch gesprochen zu haben!

Emilie. Du wußtest also gar nichts davon, daß ich hier bin?

v. Stein. Wie sollte ich! Ein Befehl des Königs an den General brachte mich hieher, ohne daß ich mich weiter um etwas bekümmerte.

Emilie. Und willst gleich wieder fort?

v. Stein. Ich muß, liebe Emilie. Meine Pflicht —

Emilie. Wird Dich doch nicht abhalten, meinem Vater wenigstens einige Augenblicke zu schenken.

v. Stein. Doch, Emilie. Ich kann und darf mich nicht länger hier verweilen. Meine Zeit ist mir vorgeschrieben, — der Dienst strenge, und Du weißt, für den Soldaten ist Pünktlichkeit im Dienst die erste Pflicht. — [traurig.] Ueberdieß aber wird Dein Vater, wenn er die über-

brachte Ordre hört, den Ueberbringer eben nicht freudig empfangen können. — [seufzend.] Daß auch ich gerade der seyn mußte! — Arme Emilie!

Emilie. [ängstlich.] Was ist Dir, Gustav? — welche Ordre — sollte meinem Vater —

v. Stein. [der bisher in Gedanken vertieft stand.] Sey unbesorgt, Emilie! Es wird, es muß noch alles gut gehen, — ich versichere es Dir — Du kannst ganz ruhig seyn. — Laß mich aber jetzt, [küßt sie.] Adieu, Emilie, ich muß fort! [küßt sie nochmals.] Gieb das Deinem Vater von mir.

[eilig ab.]

Neunte Scene.

Emilie, [allein.]

[Unruhig und unentschlossen, ob sie ihm nach will oder nicht.]

Gustav! — Gott, was ist das! — Welche unerklärbare Unruhe bemächtigte sich seiner, bey der Erinnerung an den überbrachten Befehl! Was steht uns bevor? — „Arme Emilie," sagte er. — Sollte mein Vater — [lebhaft.] doch das kann nicht seyn! — [nach einer Pause, ruhiger.] Bin ich nicht eine Närrin, mich so zu ängstigen! Sagte er nicht: es werde, es müße noch alles gut gehen! — Aber was soll denn gut gehen? — Gleichviel! haben wir doch nichts verbrochen. — Der böse — liebe, liebe Gustav! — Wahrscheinlich hat er mich so erschreckt, um nur fortzukommen. — Aber warte

nur — ich will Dir's schon wieder einbringen! — Und wenn auch nicht, — bin ich nicht belohnt und — gerächt? Hab' ich ihn nicht an dieß Herz gedrückt? — Ist nicht der Kampf zwischen Pflicht und Liebe, und der Sieg der erstern für sein liebendes Herz Strafe genug? — Nein, er verdient keine Strafe mehr. — Was war es denn auch weiter, als eine kleine erlaubte Kriegslist, zu der ich selbst Anlaß gab! [indem sie freudig abgehen will, kommt von Querfeldt.]

Zehnte Scene.

Die Vorige. Von Querfeldt.

v. Querfeldt. Wohin so geschwinde, mein Kind? — [sie betrachtend.] Und so vergnügt, als wenn Du so eben aus den Armen Deines Gustavs kämest?

Emilie. [ihn fixirend.] Und wenn dieß wirklich der Fall wäre?

v. Querfeldt. [lachend.] Ja, im Traum vielleicht. Ihr Mädchen schwärmt am Tage und träumt bey Nacht dermassen, daß eure erhitzte Phantasie am Ende Traum für Wirklichkeit hält.

Emilie. Wenn es heute aber weder Traum noch Einbildung gewesen wäre? Wenn ich ihn wirklich gesehen und gesprochen hätte — wie dann?

v. Querfeldt. Mädchen, träumst Du noch!

Emilie. Nichts weniger als das, lieber Va-

ter. Aber — ohne allen Scherz — so eben verließ er mich.

v. Querfeldt. Gustav? Unmöglich! Wie kam er hieher, und — nein, es ist nicht möglich!

Emilie. Und doch sprach ich Wahrheit, lieber Vater. Um Sie noch mehr zu überzeugen — [küßt ihn.] diesen Kuß gab er mir für Sie. — Die Ueberbringung eines Befehls an den General war die Ursache seines Hierseyns, die ihn aber auch sogleich wieder zurückrief. — Noch sind es kaum fünf Minuten, daß er hier in diesem Zimmer war; und eben wollte ich zu Ihnen — [der General kommt herein.]

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Der General.

General. Guten Morgen, Herr von Querfeldt, und auch Ihnen, schöne Kriegsheldin.

v. Querfeldt. Guten Morgen, Herr General.

Emilie. Danke unterthänigst, Herr General, — wenn Sie anders mich mit diesem Ehrentitel —

General. Ehrentitel? Daß wüßte ich nicht. Sind Sie etwa nicht schön? Verwunden Sie nicht? — Wahrhaftig, Sie sind gefährlicher als eine ganze Armee der bravsten Soldaten; denn Sie verwunden hier. [aufs Herz zeigend.] Ich möchte

bey meiner Seele keine 20 Jahre jünger seyn — es könnte gefährlich um mich aussehen. — Blokiren, — belagern würde ich Sie — Sturm laufen, bis Sie sich endlich auf Diskrezion ergeben müßten.

Emilie. Einem so braven Manne und tapfern Krieger, wie Sie, Herr General, ergiebt sich gewiß jede Vestung gerne. — selbst auf Diskrezion.

General. Meinen Sie. [mit dem Finger drohend; ernsthaft scheinend.] Machen Sie mich nicht eitel! Ich könnte sonst auf den Einfall kommen, jetzt noch Sturm zu laufen, und — meine Bedindungen wissen Sie.

Emilie. Die ich eingehe.

General. Das freut mich. Werde bald sehen, ob Sie's nicht gereut. Doch — [leise zu von Querfeldt.] ich wünschte gern einige Augenblicke mit Ihnen allein zu seyn, — es ist dringend.

v. Querfeldt. [eben so.] Zu Befehl. [laut.] Emilie, besorge doch mein Frühstück. —

Emilie. Sogleich, lieber Vater. [verbeugt sich, und geht ab.]

Zwölfte Scene.

Von Querfeldt. Der General.

v. Querfeldt. Wir sind jetzt allein, Herr General, ich erwarte Ihren Befehl.

General. Nicht so, lieber von Querfeldt.

Nur einen Befehl des Königs an mich, der Sie betrifft, muß ich, leider! Ihnen mittheilen. — Wie sehr wünschte ich, dessen überhoben zu seyn; oder doch —

v. Querfeldt. Wie, Herr General, — sollte ich die Ungnade Sr. Majestät —

General. Nicht Sie, aber Ihr Vorgänger, oder eigentlich dieses Gut hat es verschuldet. — Der vorige Besitzer hat nämlich, durch Einverständniß mit der feindlichen Armee, derselben nicht nur bedeutende Vortheile verschafft; sondern es sogar auch gewagt, durch verschiedene Mittel zwey Kompagnien unsrer Soldaten, die vor einigen Monaten in dieser Gegend lagen, zur Desertion zu verleiten, welche zwar nicht geglückt ist, indeß, wie Sie leicht erachten werden, Bestrafung verdient. Ein schneller Rückzug machte diese damals unmöglich, hat aber, wie natürlich, die Straffälligkeit des Herrn von Blausewitz so wenig mildern, als sie in Straflosigkeit verwandeln können; und deshalb verlangt der König jetzt, da das Kriegsglück uns wieder zum Besitz dieser Gegend gebracht hat, von dem Gutsherrn eine Summe von 25000 Thalern, und von den Unterthanen dieses Guts, welche erwiesenermaßen Antheil an dieser Verrätherey genommen haben, 10000 Thaler in 24 Stunden. Ist dieses Geld bis dahin nicht geliefert, so habe ich die strengste Ordre, das ganze Gut einzu-

äschern, und Sie als Geißel ins Hauptquartier transportiren zu lassen.

v. Querfeldt. [seufzend.] Das erwartete ich nicht. — Als ehrlicher Mann darf ich Sie, Herr General, versichern, daß ich so wenig Antheil, als Wissenschaft von dieser Verrätherey hatte; daß es aber auch sowohl mir als meinen Unterthanen unmöglich ist, die verlangte Summe in 24 Tagen, vielweniger in 24 Stunden aufzutreiben. Sollte aber der König, wenn er die veränderte Lage der Sachen erfährt, nicht —

General. Auch bey mir hat sich diese Hoffnung eingestellt; und ich habe es daher für Pflicht gehalten, Sr. Majestät in meiner Depesche dieses vorzustellen. Es ist möglich, daß es von Erfolg ist; aber — einstehen kann ich nicht dafür. Die sich aufdringende Vermuthung, daß die Uebernahme des Guts von Ihnen, von Seiten des Herrn von Blausewitz nur eine List sey, wodurch er sich der verdienten Strafe zu entziehen glaubt; obgleich ich überzeugt bin, daß dieß nicht der Fall ist. Der gerechte Unwille des Königs über die Unterthanen, — ich gestehe es Ihnen aufrichtig, dieß läßt mir wenig Hoffnung. — wenigstens thäten Sie wohl, alle Anstalten zu treffen. —

v. Querfeldt. Wie ich schon erklärte, Herr General: es ist unmöglich, das Geld herbeyzuschaffen. [zum Himmel blickend.] Kann der nicht

helfen, oder hilft er nicht, so lassen Sie [seufzend.] brennen.

General. Ich bedaure Sie herzlich, lieber Herr von Querfeldt; aber — helfen kann ich, bey Gott! nicht; denn es steht nicht in meiner Macht.

v. Querfeldt. Dann hilf Du, Vater dort oben! [Nach einer Pause.] Arme Emilie! [Emilie kommt herein.]

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen. Emilie.

Emilie. Das Frühstück ist bereit, lieber Vater. — Aber [beyde betrachtend, die in Gedanken vertieft da stehen.] — was fehlt Ihnen? — Herr General, was konnte meinen Vater — Gott, sollte es doch wahr seyn!

v. Querfeldt. [der die letzten Worte gehört hat; seufzend.] Ja wohl, wahr genug!

General. Was, liebes Kind, was sollte wahr seyn? — Ich wüßte nicht —

Emilie. Und doch, Herr General! O, lassen Sie mich doch wenigstens einen Theil des Kummers meines Vaters übernehmen. [schmiegt sich an von Querfeldt.]

v. Querfeldt. [der bisher noch immer in sich versunken da gestanden hat.] Arme Emilie! Wie schnell geht meine Hoffnung, Dich Deinen Aeltern einst als eine reiche Erbin übergeben zu können, zu

Grunde! Wie sehr wirst Du vielleicht gegen Noth und Elend zu kämpfen haben! — Nur um Deinetwegen leide ich.

Emilie. Nicht um mich trauern Sie, bester Vater. [schwärmerisch.] Meine Aeltern gaben mir das Leben, — Sie erhielten es mir, Sie sorgten für mich als der zärtlichste Vater: was wäre ich ohne Sie! — Ihnen verdanke ich Alles. — Mit Ihnen zu leiden, Ihnen Ihr Unglück möglichst zu erleichtern, zu versüßen — o, welche angenehme, theure Pflicht für mich! — Meine Kenntnisse, mein Fleiß und meine Thätigkeit werden uns in jeder Lage helfen; und — [in Extase.] o! möchten Sie doch recht arm oder krank werden — welche Gelegenheit für mich, Ihnen meine Dankbarkeit, meine Liebe zeigen zu können! — Keine Arbeit soll mir zu schwer für Sie werden; keine Nacht mich abhalten, für Sie zu arbeiten, Sie zu erquicken — Vater, Vater, ruhig! ich lebe ja noch, und — [zum Himmel blickend.] Gott!

v. Querfeldt. [gerührt.] Liebes Kind! Liebe Tochter! Gebe Gott jeden Aeltern solche Kinder! sie sind bey der ärmsten Armuth reich, haben ein Kapital, welches ihnen Niemand rauben kann, und das schon hier reiche Zinsen trägt.

General. [der Emilien mit Verwunderung und sichtbarer Rührung angesehen hat.] Dazu sage ich mit ganzer Seele Amen! Amen! — Wollen Sie mir aber wohl eine Frage erlauben, lieber von Querfeldt?

v. Querfeldt. Herzlich gerne.

General. Sie erwähnten vorhin etwas von Emiliens Aeltern. — Sind Sie etwa nicht —

v. Querfeldt. Ich weiß, was Sie sagen wollen. — Nein, Herr General, — so schwer es mir auch wird, es zu gestehen — ich bin nicht Emiliens Vater; — Emilie ist nicht meine Tochter, ist ein Fündling, — ich fand sie einige Wochen nach ihrer Geburt, und —

Emilie. Ließ mich nie den Vater vermissen.

General. Genoß aber dafür auch Vaterfreuden, wie ich noch so eben bemerkte. — Wenn es Ihnen, lieber Freund, nicht unangenehm wäre, möchte ich Sie um die Mittheilung des ganzen Zusammenhanges bitten. — Nicht Neugierde treibt mich zu dieser Bitte. — Sie wissen nicht, welchen besondern Antheil ich daran nehme, da mein Schicksal so genau mit dem jedes Fündlings verknüpft zu seyn scheint. — Ich bitte darum.

v. Querfeldt. Ihre Bitte ist mir Befehl, Herr General, den ich um so williger erfülle, als die Erinnerung an die so angenehme Vergangenheit vielleicht eine Linderung der traurigen Gegenwart gewährt. — Nur befürchte ich, jetzt nicht zusammenhängend erzählen zu können.

General. Thut nichts, lieber Freund. Anstrengen sollen Sie sich nicht dabey.

v. Querfeldt. [erzählend.] Es mögen jetzt ungefähr 19 Jahre seyn, als ich eines Morgens,

ganz dem Verlust eines Sohnes nachhängend, den ich einige Tage vorher erlitten hatte, in meinem Garten spatzierte. — Ich mochte wohl schon einige Male so in Gedanken auf und nieder gegangen seyn, als mich, am äußersten Ende des Gartens, der an der Landstraße lag, plötzlich ein Geschrey, wie das eines Kindes, aufmerksam machte. Ich horchte, suchte und — fand einen Korb, worin ein kaum vier Wochen altes Kind lag. — Staunend und voll Freude eilte ich damit zu meiner Frau, die gleiche Empfindungen über diesen Fund mit mir theilte, und mir den Vorsatz, das liebe kleine Geschöpf so zu erziehen, als wenn es unser eigenes Kind wäre, auch es, im Fall sich die rechtmäßigen Aeltern nicht melden sollten, ganz als das unsrige zu betrachten, aus der Seele nahm. — Bey Untersuchung des Korbes fanden wir unter andern Papieren auch diesen Brief, [er zieht ein Papier hervor.] dessen Inhalt ich Ihnen wörtlich mittheilen will. [Er liest.] „Wer Ihr auch seyn möget, „die Ihr dieses leset — erbarmet Euch des kleinen, „hülflosen, verlassenen Wurmes, der in diesem Au„genblicke weder Vater noch Mutter hat. Die, „welchen es die Mutter, die drey Wochen nach „einer frühzeitigen Entbindung starb, zur Pflege „übergab, müssen, von eigener Noth gequält, es „Euch empfehlen. — Beygehender Brief an den „Vater des Kindes, von der Mutter auf ihrem „Todbette geschrieben, lehrt Euch dessen Namen,

„und ist zugleich das einzige Mittel zur Ausfor-
„schung desselben, welche Ihr, nach den angelegentlichsten Bitten der Mutter, nicht verabsäumen möchtet; so wie die beyfolgenden Geburts- und Taufscheine des Kindes, als auch der Begräbniß der Mutter, hinreichen werden, das Kind bey seinem Vater zu legitimiren. — Erziehet dieses übrigens so, wie Ihr es vor Gott und Euerm Gewissen verantworten könnt." — Das glaube ich denn auch redlich gethan zu haben. — Unsre Nachforschungen nach dem Vater waren aber vergebens, so viele Mühe wir deswegen auch anwandten. Die Leute, welche das Kind ausgesetzt haben sollten, waren ausgewandert, und sonst konnte uns kein Mensch Auskunft geben. Den Vater kannte Niemand, und auch wiederholte Aufforderungen in öffentlichen Blättern waren fruchtlos. — Nachrichten, welche wir vom Regimente erhielten, bey dem er, nach der Adresse des Briefes von der Mutter, gestanden haben sollte, sagten aus, daß zwar einer gleichen Namens beym Regimente gestanden, aber, nachdem er die Tochter eines Majors verführt hätte, desertirt sey, und —

General. [der mit immer zunehmender Spannung zuhört, schnell.] Wie soll der Vater heißen?

v. Querfeldt. Ernst Wilde; beym Regiment von Kleist.

General. [tief erschüttert.] Barmherziger Gott!

Emilie! Meine Tochter! O geschwinde, den Brief — den Brief. O Gott wie unbegreiflich sind Deine Wege! [von Querfeldt giebt ihm einen Brief. Indem der General die Aufschrift betrachtet, freudig] Von meiner Gattin! von meiner Emilie! — — Emilie! — Tochter! —

Emilie. [fliegt in seine Arme.] Mein Vater! } [zugleich.]
v. Querfeldt. Sie Emiliens Vater? — Gott! }

General. O gewiß! gewiß! [indem er Emilien fester an sich drückt.] Komm ganz an mein Herz, meine Tochter! — Ah, welch Gefühl! Nicht gegen alle Kronen der Welt möchte ich es vertauschen — [sich besinnend.] Aber, wie ist mir denn? — Ist es auch Wahrheit? Ich wache doch? [trocknet sich die Augen.] Hätt' ich doch kaum geglaubt, daß diese Augen noch Thränen hätten; und nun gar Freudenthränen! — — Emilie! Tochter! nimm doch Antheil an meiner Freude!

Emilie. [die sich etwas erholt hat.] Mein Vater! Mein lieber Vater! [umarmt ihn fester.]

General. O! welch ein Augenblick! [Er eröffnet den Brief; es fällt ein kleines Gemälde heraus.] Das Bild meiner Emilie! [küßt es.]

Emilie. Meine Mutter! [betrachtet es, und trocknet sich die Augen.]

General. Ach, daß ich das Original so bald und auf solche Weise verlieren mußte! [Er ent-

faltet den Brief, und liest mit immer steigender Rührung.]
„Geliebter Ernst! Wenn Du dieses liesest, bin ich
„nicht mehr." — Leider! [er trocknet sich die Augen.]
„Die vielen Leiden, und besonders der Kummer
„über Dein gänzliches Verschwinden, haben eine
„frühzeitige Entbindung verursacht, und mich völlig
„reif zum Tode gemacht. — Ich benutze daher die
„mir noch übrigen wenigen Augenblicke, um Dir zu
„sagen, daß, so räthselhaft mir auch dieses Dein
„Ausbleiben ist, und in diesem Leben bleiben muß,
„ich doch mit völligem Vertrauen auf die Fortdauer
„Deiner Liebe, und mit ewig dauerndem Glauben
„an Deine Rechtschaffenheit; aber auch mit einer
„peinigenden Angst über Dein Schicksal, und mit
„Ungeduld, dort oben Gewißheit zu erlangen,
„in jene Welt hinübergehe. Das Pfand unsrer
„Liebe, Emilie, unsre Tochter, die Du nicht ver=
„kennen kannst, da auch Dein Blut in ihren Adern
„wallt, wirst Du nicht verstoßen, und sie für die
„Entbehrung Deiner und meiner desto herzlicher lie=
„ben; zumal da sie mein Vermächtnis für Dich ist
„— das Einzigste und Liebste, was ich jetzt besitze.
„Diejenigen, welche Deine Pflicht gegen sie über=
„nahmen, wirst Du nach Kräften zu entschädigen
„suchen. — Doch — das darf ich Dir ja wohl
„nicht erst empfehlen. — Gott gebe nur, daß Ihr
„Euch bald treffen möget; ich konnte für sie nichts
„mehr thun, als ich that. — Lebe wohl, bester
„Ernst! — Mein Körper bleibt zwar hier, aber

„meine Liebe zu Dir geht mit meinem bessern Ich „da hinüber, wo ich Dich, nebst unsrer Emilie, früh „oder spät erwarte, um Dir zu sagen, daß ich auch „im Tode noch war Deine Dich liebende Emilie."
[Er steht, ganz in Trauer versunken, sprachlos da.]

v. Querfeldt. [leise zu Emilien, die sich während des Lesens oft die Augen getrocknet hat, auf den General zeigend.] Das schönste Todtenopfer für Deine Mutter, und zugleich das herrlichste Monument für die Gattin. Komm, laß uns ihn seinen Gefühlen überlassen. Es ist der letzte, schwerste, aber auch entscheidende Kampf mit der Vergangenheit, unterdessen die Gegenwart ihm eine schöne Zukunft bereitet. [Sie gehen Beyde langsam ab, indem sie sich noch oft umsehen.]

Vierzehnte Scene.

Der General. [allein.]

[Er stand bisher noch immer in der vorigen Stellung. Nach einer Pause.] So endigte es mit Dir! Einen Fehltritt gegen die Hyder Konvenienz und Vorurtheil, die kalte Seelen eingeführt, und für die allein sie auch nur Werth haben können, mußtest Du mit Schande, Noth und Elend — mit dem Tode büßen. — Liebe, — treue, reine Liebe war dein Verbrechen. — Fluch der Menschheit, die diesen heiligsten der Triebe mit solchen Ketten belastete; das, was nur Liebe bewirken sollte — Vereinigung zweyer Herzen — jetzt durch Eigen=

nutz geschehen läßt, und — ganz den Absichten des Schöpfers, der die Liebe in die Herzen der Menschen pflanzte, entgegen, diese Vereinigung zur Mördergrube gemacht hat; — das Meisterwerk des Teufels! — — Emilie! Engel! wo bist Du? Und — [wild.] wer war Dein Verführer? Wer stürzte auch Dich, Du Unschuldige, in diese Grube? — Ich, ich war das Ungeheuer. Schrecklich! [noch wilder, seinen Degen ziehend.] Hinab mit Dir, Teufel, zur Hölle! [im Begriff sich zu erstechen.] — — Doch, — erwartet sie mich nicht dort unter Engeln? Würde ich, Teufel, zu ihr gelangen können? — wäre der Tod, solcher Tod, Strafe für Dich, Mörder eines engelreinen Mädchens? — — Leben! — das ist's. — Büßen mußt du; und das will ich auch — [Ruhiger.] Sie verzeiht mir ja — — Und habe ich nicht noch Pflichten zu erfüllen? Darf ich eher vor ihr, die mir diese Pflichten anbefahl, erscheinen, bis dies geschehen ist? — Habe ich nicht noch gut zu machen, — viel gut zu machen? — — Nur dann, wenn ich abgebüßt und vergolten habe, kann ich vor Dir erscheinen, von Dir gänzliche Verzeihung erwarten, Emilie. — Also ruhig, Herz, ruhig. — Lebt ja auch noch Deine Tochter! — — Emilie! meine Tochter! [sich umhersehend.] — Aber wo ist sie? Ich bin ja ganz allein. — Nimmt denn Niemand an meiner Freude wenigstens Theil? [rufend.] Herr von Querfeldt! Emilie! [v. Querfeld und Emilie kommen herein.]

Fünfzehnte Scene.

Der Vorige. Emilie. Von Querfeldt.

Emilie. [fliegt in die Arme ihres Vaters.] Mein Vater!

General. Liebe Emilie! [küßt sie.] Ach! so wohl war's mir lange nicht.

v. Querfeldt. [der sie Beyde umschließt.] So wohl müsse es Ihnen noch lange, lange werden!

General. Edler Mann! Mein Freund! Mein Wohlthäter! Das [auf Emilien zeigend.] verdanke ich Ihnen.

v. Querfeldt. [dem General die Hand auf den Mund legend.] Stille! Was ich that, war Pflicht, und erfüllte Pflicht lohnt süß. — Mir haben Sie nichts zu verdanken; wir sind quitt.

General. Nicht so, uneigennütziger Mann! Ich habe viel, sehr viel abzutragen; und wollte Gott, daß ich nur den tausendsten Theil meiner Schuld bey Ihnen tilgen könnte! Aber [auf Emilien zeigend, die er noch immer umfaßt hält.] wer kann dafür entschädigen!

Emilie. [aufblickend, den General ansehend und sich fester an ihn schmiegend.] Vater! lieber Vater! Ach, noch kann ich nicht zu mir selbst kommen — ich fühle mich so glücklich, so selig, und — [von Querfeldt ansehend und in seine Arme fliegend.] so voll Dankbarkeit gegen diesen Mann, meinen zweyten

Vater, der mich zu diesem Glück so sorgfältig erzog. Ach!

v. Querfeldt. Kann ich süßer belohnt werden? [zu Emilien.] Liebe und ehre Deinen Vater, versüße ihm seine Tage, so wie Du sie mir versüßtest, und — vergiß dann auch mich nicht ganz.

Emilie. [feyerlich.] Könnte ich Sie und Ihre Wohlthaten vergessen, dann müße der Himmel meiner nie gedenken. [zum General der nachdenkend da steht.] Und mein Vater so traurig?

General. Nicht traurig, mein Kind. Ich halte nur eine Rekapitulation meiner Schicksale und meiner Schuld gegen Dich und diesen würdigen Mann. [zu Herrn von Querfeldt.] Abtragen kann ich meine Schuld nicht, selbst nicht einmal danken; aber — [aufs Herz zeigend.] hier schlägt's heißen innigen Dank.

v. Querfeldt. Lassen wir das, Freund; so nenne ich Sie mit dem herzlichsten Gefühle. — Bey allem, was ich that, sah ich nie auf den Dank eines Menschen — obgleich dieser, wenn er von einem wahrhaft guten Menschen kommt, und — verdient ist, die süßeste Belohnung ist, wie ich so eben fühle; — sondern auf das Gute, und auf die Folgen. — Damit Sie aber sehen, daß ich so uneigennützig nicht bin, wie Sie etwa glauben, bitte ich Sie nun auch um die Mittheilung Ihres so räthselhaften Schicksals.

General. Recht gern erfülle ich dieses Verlangen, und hätte es auch unaufgefordert gethan; denn, kann diese Erzählung mich gleich nicht ganz rechtfertigen, so wird sie mich doch hin und wieder entschuldigen, und manches von mir ablehnen, was mich in den Verdacht bringen könnte, absichtlich schlecht gehandelt zu haben. — Freylich in den Augen der kalten, Alles überlegenden Vernunft, mag ich gefehlt haben; allein — wo ist der Mensch, der in jeder Lage aller seiner Leidenschaften Herr wäre? — Doch hören Sie! Die Neigung, oder vielmehr der Wunsch der Aeltern! wenigstens Einen ihrer Söhne dem Geschäfte des Vaters sich widmen zu sehen, machte auch bey den meinigen keine Ausnahme, und zwar um so weniger, als ich ihr einziges Kind war. — Mein Vater war Soldat — Grund genug für uns alle, auch mich dazu zu bestimmen, wenn ich ohnedieß nicht Neigung dazu hätte blicken lassen. Nachdem sie redlich an mir und meiner Erziehung gethan hatten, was sie konnten — welches freylich wenig genug war, da mein Vater nichts weniger als Fortunens Liebling war — ward ich im Regiment von Kleist als Gemeiner enrollirt; und es gelang mir, die Liebe meiner Vorgesetzten zu erhalten. Besonders widmete mir ein Major unsers Regiments seine vorzügliche Zuneigung, dem ich, wenn ich vom Dienst frey war, seine Schreibereyen besor-

gen mußte. Dieß war die Ursache eines zwar kurzen, aber unaussprechlichen Glücks, dem ein langes fürchterliches Leiden folgte. Der Major hatte eine Tochter, — [auf Emilien zeigend.] ganz so, wie diese da, die mir freylich sehr gefiel, zu der ich aber nur scheu aufzublicken wagen durfte, und ihr nie gestanden haben würde, was ich für sie fühlte, wenn nicht sie, der ich vom ersten Augenblick an gefallen hatte, und die wohl etwas von meinen Gefühlen ahnen mochte, mir Veranlassung und Muth dazu gegeben hätte. — Daß ich es kurz mache: wir verstanden und liebten uns. Während dieser Zeit — die seligste meines Lebens — waren meine Aeltern gestorben, und ich bis zum Korporal avanciret. — So lebte ich mit meiner Emilie — dieß war ihr Name — froh und vergnügt, niemand hatte die leiseste Ahnung von unsern Verhältnissen, bis ein einziger schwacher Augenblick, in welchem wir die Welt und uns selbst vergaßen, auf einmal das ganze Gebäude unsers Glückes zertrümmerte — er hatte einem Wesen das Daseyn gegeben. Die Folter der Reue, und die Angst über das Schicksal meiner Emilie, deren Zustand immer sichtbarer ward, und endlich nicht mehr zu verbergen war, quälten uns Beyde unaufhörlich; und Flucht war das Resultat aller, unsrer Ueberlegungen, um uns den schrecklichsten Mishandlungen eines sonst zwar herzensguten, aber auf seine Ehre und die

seines Adels äußerst bedachten Vaters zu entziehen. — Wir flohen — nicht ohne Unruhe und Vorwürfe, aber doch getröstet von der Ueberzeugung der Nothwendigkeit dieses Schrittes, und kamen glücklich und unerkannt über die nicht weit entfernte Gränze. Kaum waren wir dieser Sorge überhoben, als uns einige Räuber anfielen, deren Gewalt ich weichen mußte. Froh, meinen größten Schatz, meine Emilie, gerettet zu haben, tröstete ich mich leicht über den Verlust einer Summe — Emiliens Eigenthum, und unser ganzes Vermögen. Leider hatte aber der Schreck meine Frau — das war sie vor Gott, obgleich kein Pfaffe den Segen darüber gesprochen hatte, — so angegriffen, daß wir nur mit äußerster Anstrengung das nächste Dorf erreichen konnten. —

v. Querfeldt. Erinnern Sie sich noch des Namens des Dorfes?

General. Sehr gut. Bruckendorf.

v. Querfeldt. Richtig. Es liegt zwey Meilen von meinem damaligen Gute, und ist auch Emiliens Geburtsort.

General. [fortfahrend.] Jetzt erst empfand ich die Größe unsers Verlustes. Meine Frau bedurfte Hülfe, und wir beyde Obdach und Brod, und hatten keinen Kreuzer. Je weniger sie klagte, je mehr sie geduldig litt, desto mehr fühlte ich. — Gepeiniget von Allem, was den Menschen zur Verzweiflung bringen kann, verließ ich den Tag

darauf unsre Wohnung, — ein Heuboden, den uns ein armer Bauer aus Mitleiden eingeräumt hatte, — um — etwas zu betteln, oder — zu rauben, (mir war dieß damals ganz gleich; und überdieß galt es ja die Erhaltung meines Weibes!) — als ich in einem abgelegenen Häuschen fremde Werber bemerkte, die, wie ich nachher erfuhr, zum Dienst in Amerika warben. — Verzweiflung gab mir einen Gedanken ein, den nur sie geben, nur sie ausführen konnte. — Der Entschluß, mich anwerben zu lassen, und durch das Handgeld meine Emilie zu erquicken, war mit der Ausführung das Werk eines Augenblickes.

v. Querfeldt. Schrecklich! Schrecklich!

General. Ja wohl schrecklich! Was ist aber dem Menschen in solchen Augenblicken zu kühn? — In der glücklichen Gegenwart staunt er eine solche Vergangenheit an, und glaubt bey der Erinnerung daran zu phantasiren. Doch weiter: Es gelang mir angenommen zu werden, und meiner Frau das Handgeld mit der Nachricht zuschicken zu können, daß sie völlig ruhig seyn solle, wenn ich vielleicht in einigen Tagen nicht zurückkäme, weil ich einen Freund gefunden hätte. — Jetzt galts nun loszukommen; — allein alle meine Entwürfe dazu waren vergebens — man mochte meine Absicht ahnen, und ließ mich daher nie ohne scharfe Aufsicht, — und so wurde ich denn, ohne meiner Emilie fernere Nachricht von mir zukommen lassen

zu können, transportirt, und nach Amerika eingeschifft, wo wir, wider meinen Willen, glücklich ankamen. — Ihnen meine Empfindungen während dieser Reise schildern zu wollen, wäre vergebliche Mühe: sie lassen sich nur fühlen. — Mein Leben für ein Nichts, — für eine Qual haltend, gab mir der unaufhörliche Krieg mit den Wilden freylich Gelegenheit genug, den Tod zu suchen; allein dieser erfüllte meinen heißen Wunsch nicht, unterdeß er Tausende meiner Kammeraden, die gewiß sehr ungern daran wollten, hinwegnahm. Die dadurch entstehenden Lücken und ein blindes Glück ließen mich von Stufe zu Stufe steigen, so daß ich bey meiner Einschiffung bis zum Major avancirt war. — Nach einer 18jährigen Abwesenheit betrat ich endlich wieder mein Vaterland; — mit welchen Gefühlen, können Sie leicht erachten — erhielt vom Könige das Adelsdiplom und den Namen von Wildenstein, nebst einem vakanten Regiment. Wie wenig mich dieß freuen konnte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. — Mir war es bloß um einen Urlaub zu thun, den ich bald erhielt, aber kaum zur Hälfte benutzte, da ich einsah, daß ich meinen Zweck, Auffindung meiner Gattin, nicht erreichen könnte. Bruckendorf war durch mehrere Kriege gänzlich abgebrannt, die vorigen Einwohner alle zerstreut; und alle meine Nachforschungen brachten mir die traurige Gewißheit des gänzlichen Verlustes meiner Emilie, deren

Vater, wie ich erfuhr, bereits lange todt war, nachdem er zuvor sein einziges Kind enterbt, und einen adoptirten Sohn, dessen Namen und Aufenthalt zu erfahren mir damals sehr gleichgültig war, zum alleinigen Erben eingesetzt hatte. — Hoffnungsloser als je, betrachtete ich den jetzigen Krieg als ein Glück für mich, wie er es denn auch wirklich ward; denn ich fand ja meine Tochter, und — —

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen. Rappel.

Rappel. Der Herr Adjutant von Stein wünscht —

General. Ah, schön! [zu von Querfeldt.] Darf ich Sie bitten, mich einige Augenblicke allein zu lassen?

v. Querfeld. Sehr gerne. [geht ab.]

Emilie. umarmt ihren Vater, und geht ebenfalls ab.

General. Laß ihn hereinkommen.

Rappel. Sehr wohl, Herr General.

[ab.]

Siebenzehnte Scene.

Der General. Von Stein.

v. Stein. [dem General einen Brief übergebend.] Von Ihrer Majestät.

General. [öffnet den Brief und liest; nachdem er gelesen.] Hm! Hm! [nach einer Pause.] Doch so wirds gehen. [rufend.] Rappel!

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen. Rappel.

General. Bitt' er den Herrn von Querfeldt und Emilien zu mir.

Rappel. Sehr wohl, Herr General. [ab.]

Neunzehnte Scene.

Die Vorigen. Ohne Rappel.

General. Wie sieht's aus, Herr Adjutant. Steht der Feind noch allenthalben so unbeweglich, als hier?

v. Stein. Noch immer, Herr General. Man weiß sich den Grund davon nicht zu erklären, und glaubt, daß nur der Hunger ihn aus dem verschanzten Lager treiben werde, denn sonst —

Zwanzigste Scene.

Die Vorigen. Von Querfeldt. Emilie.

General. [zu von Querfeldt.] Es freut mich herzlich, Ihnen schon eine günstigere Nachricht melden zu können. Der König erläßt Ihnen die Zahlung der Strafe; dagegen soll sie aber von den Unterthanen mit aller Strenge eingetrieben werden.

v. Querfeldt. Die armen unglücklichen Menschen! Wie sollen sie eine solche Summe auftreiben! Wenn ich nur helfen könnte! Ich sehe aber kein Mittel dazu. Die Zeit ist so kurz — und sie jammern so herzangreifend.

General. Freylich ist es traurig; allein uns bleibt im höchsten Nothfall noch ein Mittel übrig, welches, wenn es auch nicht ganz gelingt, doch gewiß Linderung bewirkt; eine gemeinschaftliche Darstellung der Noth dieser Menschen an den König. — Doch, was ich sagen wollte, Sie müssen im Lager warme Freunde haben; denn „nicht so „sehr den veränderten Umständen, sondern der „Vorstellung und der Fürsprache einiger Ihrer „Freunde hätten Sie die Erlassung der Strafe „zu danken," schreibt mir der König.

v. Querfeldt. Sonderbar! Wüßte ich doch nicht — [von Stein ansehend, der seine Verwirrung zu verbergen sucht.] Ah! ich errathe! [auf von Stein zugehend.] Sie, lieber von Stein, waren gewiß —

v. Stein. Ich? — Gewiß. Sie irren sich — wie sollte ich — —

Emilie. [freudig auf von Stein zueilend und ihn umarmend.] Ja, er ist's! Läugnen Sie's doch nur nicht lange! Wer sagte: es wird, es muß noch Alles gut gehen? — Waren das nicht Sie, mein Herr?

v. Stein. Und wenn ich es nun auch wäre — wie wenig kommt dabey auf meine Rechnung! Sprach nicht ohnehin Alles für Sie? — Mußte nicht —

General. Braver junger Mann! Mein Kammerad! Ich schätze und liebe Sie schon dieser That wegen; denn — was Sie noch nicht wissen — Sie machten auch mich durch Ihre edle Handlung für diesen Mann glücklich, der mein Wohlthäter, und meiner Tochter Emilie zweyter Vater und Beschützer war.

v. Stein. [der bey den letzten Worten sichtlich bestürzt wird; dieß aber zu verbergen sucht.] Wäre es möglich! — — Wie sehr freue ich mich — welch unverhofftes Glück — — [er kann vor Wehmuth nicht mehr sprechen; Emilie winkt ihm zu, unbesorgt zu seyn.]

v. Querfeldt. [der dieß Alles bemerkt hat.] Herr General, ich muß Sie jetzt auch von der Herzens-Angelegenheit Ihrer Tochter unterrichten, deren Entscheidung jetzt von Ihnen abhängt. Der Herr von Stein liebt Emilien, und diese — doch fragen Sie sie selbst darum.

General. Nun, Emilie, und Du?

Emilie. [sich an von Stein anschmiegend.] Ja, mein Vater, ich liebe meinen Gustav unaussprechlich, wie er es verdient.

v. Stein. Herr General! auch ich liebe Ihre Tochter herzlich; doch unterwerfe ich mich gern Ihrer våterlichen Entscheidung. Zwar bin ich nur von unbemittelten Aeltern, kann aber meiner Frau alle jene Bequemlichkeiten sichern und leisten, die sie billigerweise verlangen kann, da mich der Herr Major von Erich zu seinem Sohn angenommen hat, und —

General. [tief erschüttert; langsam wiederholend.] Der Major von Erich? Gott! — Hat er Ihnen nie von einer Tochter erzählt, die — — —

v. Stein. Wie sollte er nicht! Tåglich und stündlich war sie sein Gespräch, und nur das Andenken an sie war seine Beschåfftigung, die aber seinem Leben nur zu bald ein Ende machte. — Ein Bösewicht, den der Major mit seinem Wohlwollen beehrte, lohnte dieses mit der Verführung seiner Tochter, und —

General. [seufzend.] Der Bösewicht war ich. — Gott!

v. Stein. [im höchsten Erstaunen.] Sie? — Unmöglich! — Ein Korporal Wild, sagte der Major, war es, der —

General. Die Tochter ver- und entführte; dieser Korporal Wild ist seitdem zum General von

Wildenstein avancirt, und hat gebüßt, schrecklich gebüßt. Dieß [auf Emilien zeigend.] ist die Frucht unsrer Verbindung und Liebe.

v. Stein. [zum Himmel.] Dank dir, zum erstenmale Dank dir, für eine solche Handlung! [zum General.] Aber Ihre Gattin?

General. [seufzend.] Die ist schon lange dort oben; ihrem Vater långst vorangegangen. — — Schrecklich!

v. Stein. [bedeutend.] Segen über seine Tochter war des Majors letztes Wort; — sie segnend, starb er.

General. [erheitert.] That er das? — Segen noch deiner Asche, edler, von mir sehr beleidigter Mann! — — Was gåbe ich jetzt darum, lastete nicht diese That mit Zentnerschwere auf mir! — [zu Emilien.] Lerne auch aus meinem Beyspiel die Beståttigung der Wahrheit: daß der leiseste Schritt von dem Pfade der Tugend elend macht, er mag entstehen aus welchem Grunde er will; auch, daß die Welt den Menschen nicht nach seinen Handlungen oder deren Motiven, sondern nur nach den Folgen derselben richtet; und — handle darnach. — Möchte doch auch ich dieß gethan haben! Wie wohl würde mir seyn, und welche nie heilende Wunde håtte ich weniger!

v. Querfeldt. Ueberlassen Sie der Alles lindernden Zeit die Heilung; sie wird bey Ihnen

keine Ausnahme machen, besonders da Sie für einen Fehltritt so schwer litten.

v. Stein. Und kann ich dazu etwas beytragen, Herr General — mein Leben und Vermögen steht zu Ihrem Befehl. —

General. [zu von Querfeldt.] Lieber Freund — bleiben Sie mir das, und ich bin glücklich: [zu von Stein.] Ihnen, Herr Adjutant, bin ich einen Beweis meiner Liebe und — meines Dankes schuldig; Sie sind der Sohn des Vaters meiner Emilie; ein braver Mann und tapfrer Officier; mein Freund und Wohlthäter, schon ehe Sie es wußten: — nehmen Sie dafür mein Alles — meine Tochter, und mit ihr meine ganze Liebe, mein ganzes Glück und Ihre Belohnung. [er führt ihm Emilien zu.]

Emilie. Lieber Vater!
v. Stein. Herr General! mein Vater! [umarmen ihn.]

General. Nehmt meinen herzlichsten Segen.

v. Querfeldt. Und auch den meinigen. [umarmt sie.]

Emilie. Auch Sie, mein Vater!
v. Stein. Mein Wohlthäter! [zugleich.]

General. [zu von Querfeldt.] Ihnen, lieber Freund, kann ich zur Vergeltung nichts, als meine Freundschaft, anbieten. Ich bin ja gegen Ihre Wohlthaten so arm, daß es mir wahrhaftig sogar an Dank fehlt.

v. Querfeldt. Ihre Freundschaft nehme ich mit dem größten Vergnügen an. — Uebrigens darf ich ja wohl nicht wiederholen, wie belohnt ich bin. [umarmt ihn.]

Ein und zwanzigste Scene.

Die Vorigen. Ein Adjutant.

Adjutant. [überreicht dem General einen Brief.] Von Ihro Majestät. [ab.]

Zwey und zwanzigste Scene.

Die Vorigen. Ohne den Adjutanten.

General. [Nachdem er den Brief gelesen; freudig.] Auch das noch! Wahrhaftig! Fortuna ist und bleibt doch ein Weib. Wer ihr Liebling ist, den überhäuft sie mit Liebkosungen, und tyrannisirt dagegen den weniger Geliebten mit der fürchterlichsten Laune. [zu von Querfeldt.] Auch Ihre Unterthanen sind von der Strafe frey. Vor einer Stunde hat man den Herrn von Blausewitz gefänglich eingebracht, und seine Aussage hat jene von aller Schuld befreyt.

v. Querfeldt. Gott sey gedankt!
Emilie. Gottlob! [zugleich.]
v. Stein. Freude über Freude!

General. So wäre denn für den gegenwärtigen Augenblick alle und jede Unannehmlichkeit überwunden; und die Zukunft zeigt uns die angenehmsten Bilder, da auch für mich, in den Armen meiner Kinder und meines Freundes, wieder Glückseligkeit sprossen wird, meine Emilie mir verziehen hat, und auch ihr Vater, jetzt frey von den Vorurtheilen dieser Welt, ausgesöhnt seyn wird. — Wohl dem Menschen, den nach einer ähnlichen Vergangenheit eine so schöne Gegenwart und Zukunft anlächelt!

[Der Vorhang fällt.]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Decker, Johann Heinrich

Nachspiele

Frankfurt u.a. 1806

P.o.germ. 1259 a-1806,4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10118709-8